

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Grüße aus dem vorigen Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen aus einer Butjadinger Bauernfamilie. Von Hans H. Francksen

Grüße aus dem vorigen Jahrhundert

Briefe und Aufzeichnungen aus einer Butjadinger Bauernfamilie

von Hans H. Francksen

Inhaltsverzeichnis

<i>Einführung</i>	407
<i>Lebenserinnerungen des Jacob Wilhelm Francksen</i>	408
<i>Der Kondolenzbrief</i>	414
<i>Die Kur in Bad Nenndorf</i>	414
<i>Ehrenämter</i>	424
<i>Goldene Hochzeit und Tod des Vaters</i>	426
<i>Die Reise nach Hamburg</i>	435
<i>Immer der Alkohol</i>	442
<i>Lippische Ziegelleute</i>	444
<i>Butjadinger Wege- und Reiseverhältnisse</i>	445
<i>Marktvergnügen und ‚Sittenverfall‘</i>	449
<i>Eine Reise nach Helgoland</i>	451
<i>Krankheiten</i>	454
<i>Turnen und Klootschießen</i>	459
<i>Brautwerbung</i>	461
<i>Das Brandunglück</i>	464
<i>Glaubensfragen</i>	465
<i>Eine ‚windige‘ Angelegenheit</i>	467
<i>Neue Verkehrswege</i>	469
<i>Auswanderer</i>	471
<i>Militärdienst und Krieg</i>	475
<i>Die Vormundschaft</i>	476
<i>Tafeln: Nachkommen des Theis Wilhelm Francksen</i>	482

405



Ruhwarden 1862
Dez 2.

Lieber Vater!

Beifolgendeschickte ich dir
einige Plaisirarbeiten, von
denen, für dich geschickte
Pfeifen, das Lande muß
noch nicht ganz fertig werden,
die werden mir ab und an
auf freizeiten.

Daß du auch den Wilt.
noch ein wenig weiter
den muß, ist sehr
wenn nur H. ein
anfaßt, oder nicht
so nur fast ganz
ganz befaßt, die
arbeiten zur
Aufmerksamkeit
von ihm sind

Abb. 3: Brief von (17) Georg Francksen zu Ruhwarden an den Vater in Oldenburg vom 2. Dezember 1862.

Einführung

Wer sich, zusätzlich zur Heimatgeschichte, auch einen Einblick verschaffen möchte in Denkungsart und Lebensumstände vergangener Generationen, wird dies Verlangen gewiß auf die reizvollste Weise befriedigen können, wenn er die Gelegenheit bekommt, Berichte von damals lebenden Menschen selbst einsehen zu können. Interessierten Lesern diese Möglichkeit zu verschaffen, war mein Motiv für die vorliegende Schrift.

Das Material, woraus ich meine Auswahl treffen konnte, besteht vornehmlich in Aufzeichnungen meiner Vorfahren, sowie aus einem Stapel alter Familienbriefe, die über Generationen hinweg in unserm Hause aufbewahrt wurden. Doch damit ist zu meinem Bedauern auch ein gewisser Mangel verknüpft: Das in diesen Briefen geschilderte Leben bezieht sich ziemlich ausschließlich auf eine bestimmte Bevölkerungsschicht, die großbäuerliche nämlich. Viel lieber hätte ich dies Zeitdokument auf eine breitere Basis gestellt, hätte Quellen aus allen Kreisen der Bevölkerung benutzt. Allein, man kann nur zehren von dem, was man hat. -

Nun gibt es natürlich auch innerhalb eines Familienverbandes die unterschiedlichsten Menschen: Männer, Frauen und Jugendliche aller Altersstufen, und jeder mit seinem eigenen Charakter und Naturell. Sie alle sollen hier zu Wort kommen und uns teilhaben lassen an ihren kleinen Freuden oder großen Sorgen, und das alles in einer anfangs noch sehr kleinen Welt, in welcher das Tempo der Postkutsche den Bewegungsradius bestimmte. Doch nicht nur daran wird sich im Laufe des Jahrhunderts einiges ändern.

Vom Schreibstil in Briefen läßt sich auch auf den Bildungsstand der Absender schließen. Wenn wir da bei den meisten der bäuerlichen Briefeschreiber eine erstaunliche Gewandtheit feststellen, so möchte man fast auf eine höhere Schulbildung schließen. Das dürfte aber in den wenigsten Fällen zutreffen. Die nächstgelegenen Gymnasien befanden sich in Jever und Oldenburg. Dorthin wurden höchstens solche Söhne geschickt, die für ein Universitätsstudium vorgesehen waren. Wohl aber wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts an verschiedenen Orten des Landes Privatschulen ins Leben gerufen, die jedoch mit dem Abgang des Lehrers, häufig junge Theologen, meist wieder verschwanden.

Später kamen dann landwirtschaftliche Schulen auf, wo neben dem rein fachlichen auch Allgemeinwissen vermittelt wurde. Butjadinger Bauernsöhne besuchten in der Regel die 1862 gegründete Ackerbauschule in Neuenburg, welche 1877 nach Varel übersiedelte.

Die Töchter des Landes dagegen dürften mehrheitlich aus der Dorfschule allein ihr Wissen bezogen haben. Nur wo der Besuch einer Privatschule vom Elternhaus aus möglich war, wurde die Gelegenheit genutzt. Doch kam es allmählich in Mode, daß Töchter nach der Schulzeit für ein Jahr in einen städtischen Haushalt in Pension gingen, um dort ‚höhere Lebensart‘ kennen zu lernen. Dabei hatten sie allerdings oft mit dem Widerstand der Väter zu rechnen, die - wohl nicht ganz zu Unrecht - fürchteten, daß die Mädchen in der Stadt nur lernen würden, Ansprüche zu stellen, und damit für das einfache Landleben verdorben würden. Viele städtische Beamtenfamilien verdienten sich mit solchen Pensionärinnen ein willkommenes Zubrot.



Von den gesammelten und nachstehend abgedruckten Briefen und Berichten sollte niemand Sensationen erwarten. Vielmehr handelt es sich zumeist um alltägliche Mitteilungen, die aber dadurch interessant werden, als sie uns den Alltag einer entschwundenen Epoche vor Augen rücken und die Atmosphäre des Butjadinger Landlebens in einer sich durch Fortschritt wandelnden Zeit errahnen lassen.

Im Mittelpunkt der Dokumentation steht mein Urgroßvater Jacob Wilhelm Francksen, der, als er im Jahre 1856 den Betrieb an seinen Nachfolger, meinen Großvater Georg Francksen, übergab, nach Oldenburg zog. ‚Proprietäre‘ nannte man damals solche Ruheständler, die von den Einkünften aus ihrem Vermögen lebten. -

In Butjadingen ließ Jacob Wilhelm Fr. fünf Söhne und eine Tochter zurück. Zwei weitere Töchter waren bereits verstorben, hatten ihm aber Enkelkinder hinterlassen, die, zusammen mit den Kindern der dritten Tochter und der Söhne, am Ende eine 37köpfige Enkelschar bildeten. Alle, Kinder und Enkelkinder - soweit sie das dafür erforderliche Alter hatten -, haben mehr oder weniger fleißig Briefe nach Oldenburg gesandt. Verschiedene von den Enkelkindern haben nacheinander ein oder mehrere Jahre beim Großvater in Oldenburg zugebracht, um dort bessere Schulen zu besuchen; einige der Mädchen lernten auch Schneidern oder hatten Klavierunterricht. Deren späteres Verhältnis zum Großvater war dann meist ein besonders inniges, was in Länge und vertraulichem Ton der Briefe zum Ausdruck kommt. -

Jacob Wilhelm Fr. hat gegen Ende eines 82jährigen Lebens seine Erinnerungen zu Papier gebracht. Es hat mich einige Überwindung gekostet, auch diese, nur für die nächsten Angehörigen bestimmten und teils sehr intimen Mitteilungen einer Allgemeinheit zu eröffnen. Am Ende habe ich aber meine Bedenken beiseite gestellt in der Überzeugung, daß es nur hierdurch möglich wird, das Wesen dieses sonst sehr nüchtern denkenden rechtlichen Mannes ganz zu erfassen.

*Lebenserinnerungen des Jacob Wilhelm Francksen (4)**

„Ich, Jakob Wilhelm Francksen, bin am 30. Oktober 1791 zu Ruhwarden im Kirchspiel Langwarden geboren. Mein Vater war der Hausmann Theys Wilhelm Francksen und meine Mutter Sophie Magdalene, geborene Francksen. Meine Mutter starb bald nach meiner Geburt und kam ich daher zu meiner Großmutter Frouw Margrete geborene Itzen, welche sich nach dem Tode ihres ersten Mannes, meines Großvaters Ide Francksen, wieder verheiratet hatte mit dem Hausmann Jacob Wilms in Hofswürden. Als mein Stiefgroßvater 1794 verstarb, zog sie mit mir nach Ruhwarden, wo sie das ehemals Mählmannsche Haus angekauft hatte.

**) Die eingeklammerten Zahlen hinter den Namen entsprechen der Numerierung auf der Stammtafel Seite 482/483.*



Bis zu meinem 10. Lebensjahre blieb ich nun bei der Großmutter, kam dann nach Varel in Pension, wo ich anderthalb Jahre blieb, und ferner bis zu meiner Konfirmation im Jahre 1806. Dann erst kam ich in das elterliche Haus.

Mein Vater hatte sich wieder verheiratet mit Margarete Catharine geb. Hercksen aus Stollhamm.

Es traten jetzt sehr unruhige Zeiten ein. Infolge des Krieges zwischen England und Frankreich, woran auch Deutschland bald mehr, bald weniger beteiligt war, wurden die norddeutschen Flüsse Elbe, Weser und Ems seit 1799 von den Engländern blockiert. Die Jade, eigentlich kein Fluß sondern ein Meerbusen, soll in diesem Blockade-Reglement vergessen worden sein, weshalb die Schiffe hier denn frei aus- und einfahren konnten.

Bei der Alsterorts- (oder Eckwarder-) Hörne lag es ganz voll von großen Schiffen. Hier verlief jetzt der überseeische Handel mit Norddeutschland. Dieser Handel war dadurch zwar sehr belästigt, aber doch nicht ganz unterbunden, denn durch Wattenfahrer konnten die Güter aus den Seeschiffen in die Elbe, Weser und Ems befördert werden. Als aber mit dem Jahre 1807 das französische Continentalsystem eingeführt wurde, da hörte der Seehandel gänzlich auf. Kolonial- und andere englische Waren mußten eingeschmuggelt werden. Auf Helgoland hatten die Engländer nun große Niederlagen, von wo die Waren durch kleine Schiffe und offene Boote abgeholt und zur Nachtzeit an Land gebracht wurden.

Die Küstenbesatzungen - erst holländisches, dann französisches Militär, welches bei den Einwohnern einquartiert war, später Douanen - machten manche gute Prise. Waren bisher nur die Küsten mit Militär besetzt gewesen, so erhielt das Herzogtum im Jahre 1808 eine allgemeine Einquartierung von holländischem Militär.

Herzog Peter Friedrich Ludwig fand sich zu dieser Zeit veranlaßt, dem Rheinbund beizutreten, einem Verein mehrerer deutscher Fürsten unter Protektion des Kaisers Napoleon. Das Herzogtum Oldenburg mußte nun auch ein Militärkontingent zum Rheinbund stellen, wozu Soldaten angeworben wurden.

Dieser Zustand dauerte indes nicht lange, indem das Herzogtum 1810 von Frankreich in Besitz genommen und dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde. Wir hatten nun französische Rechte und Gesetze. Über zu hohe Besteuerung konnten wir uns nicht beklagen, doch war uns alles fremd und manches sehr lästig, namentlich die Conscription. So etwas war hier bisher unbekannt, weil es im Herzogtum kein Militär gegeben hatte. Nun, bei dem fortwährenden Kriege, durfte kein Conscripter, der gesund war, Hoffnung haben frei zu kommen, und da die Rekruten sogleich den Linientruppen eingereiht wurden, auch keine Hoffnung, die Seinigen wiederzusehen.

Wer im Stande war, einen Stellvertreter (Remplacant) zu kaufen, der entschloß sich dazu, obgleich dieselben teuer waren. Für mich ward auch ein Stellvertreter gekauft und hat derselbe über 1.500 Rth Gold gekostet. Dieser hieß Johann Diedrich Schwier, stammte aus dem Amte Hoya, und ist derselbe aus Rußland wieder zurückgekehrt . . ., (*hier folgt eine längere Schilderung der Kriegsgeschehnisse bis zur Völkerschlacht bei Leipzig im Okt. 1813*) . . . Auch in hiesiger Gegend brach im März 1813 ein Volksaufstand aus. Rohe Volkshaufen rotteten sich zusammen, um



alles zu zerschlagen, was nur einen französischen Namen hatte. Militärische Besatzung war nicht da außer in den Batterien zu Carlstadt (Bremerhaven), Blexen, Großwürden und auf den Oberahneschen Feldern, dazu Douaniers als Grenzwächter gegen die Schmuggelei. Die Besatzung der Batterien bestand größtenteils aus hiesigen Einwohnern, welche als Küstenkanoniere ausgehoben worden waren. In der Nacht vom 17. auf den 18. März 1813 rückte denn auch von Waddens über Burhave, Langwarden, Ruhwarden ein solcher Haufen an, und zwar unter Anführung des Pastors Schumacher aus Waddens und eines Ibbeken aus Burhave. Durch Sturmläuten verkündete er schon aus der Ferne sein Anrücken.

Mein Vater war Maire der Mairie Tossens und hatte daher von einer solchen, durch Branntwein aufgeregten Menschenmasse manches zu befürchten, weshalb die wichtigsten Sachen beiseite geschafft wurden. Mit Tagesanbruch langten die Vorläufer, welche sich als Quartiermacher und Läuter producierten, hier an. Nachdem sie sich mit Butterbrot, Franzbranntwein und Bier gut restauriert hatten, marschierten sie weiter, worauf denn bald danach die Hauptkolonne eintraf. Auch diese wurden mit Franzbranntwein und Bier gut regaliert. Lange durfte man sich indes nicht aufhalten. Die Zeit drängte, denn es war für den Tag noch viel zu tun. Insbesondere sollten die Batterien zu Großwürden und auf dem Oberahneschen Felde noch erobert werden.

Von den Kommandanten war Befehl gegeben worden, daß alle Männer gleich mitmarschieren sollten, was zwar auch alle taten, jedoch die wenigsten aus Kampfeslust, sondern teils aus Neugierde und teils wegen des Branntweins, den es zu erobern gab. Der Zug ging nun zunächst nach Tossens, und ich natürlich auch mit. In Tossens, in der Wohnung des Percepteurs Friederichs - damals den Erben des Kaufmanns Hesemeyer gehörend, später die Amtswohnung - ging es wild her. Manches ward zerbrochen und zerschlagen, auch die Papiere der ehemaligen Vogtei-Registatur zerplündert. Der Herr Percepteur Friederichs hatte aber seine wertvollsten Sachen und Papiere in Sicherheit zu bringen Zeit genug gehabt und sich selbst natürlich auch aus dem Staube gemacht. Ich wollte der Zerstörungswut noch Einhalt tun, indes wäre mir das bald schlecht bekommen. Einige Freunde rissen mich heraus und gingen mit mir nach dem Wellmannschen Wirtshause, woselbst ich blieb und die Tour nicht weiter mitmachte.

Die Batterie zu Großwürden war von dem Kommandanten verlassen, und die zurückgebliebenen Küstenkanoniere waren hiesige, größtenteils verheiratete Einwohner, welche den wilden Haufen natürlich gern einziehen ließen. Nun mußte auch die Batterie auf den Oberahneschen Feldern eingenommen werden. Dem dortigen Kommandanten war klar, daß er sich auf seine Kanoniere - neben wenigen Franzosen alles hiesige Einwohner - nicht verlassen konnte. So ließ er den Haufen in die Batterie einziehen, wobei er vorgab, den Dienst unter dem Kaiser Napoleon längst satt zu sein, und daß er, wenn man es wünsche und keinen Passenderen dafür hätte, bereit sei, das Kommando fortan im Namen des Herzogs von Oldenburg zu übernehmen und fortzuführen. Das ließ man sich, da keiner der Insurgenten etwas vom Kriegsdienst verstand, gerne gefallen. Der Kommandant hatte längst erkannt, daß er es nur mit Leuten zu tun hatte, die es, wenn der



Branntweinrausch vorüber war, wieder nach Hause zu ihren Familien treiben würde und teilweise schon wegschlichen. Auch die Küstenkanoniere wollten gern nach Hause. So ließ er sie gehen. Als aber die Masse sich entfernt hatte, und er nur noch mit den restlichen Franzosen allein war, ließ er die Zugbrücke hochziehen und drohte jeden niederzuschießen, der sich der Batterie wieder näherte. Die Batterie sei ihm von seinem Kaiser anvertraut und er wolle dieselbe, solange er nicht abberufen würde, bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. -

Um allem Unglück bei einem etwa wiederkehrenden Aufruhr vorzubeugen, hatten in einer Versammlung mehrere angesehene Eckwarder Bürger an den Kommandanten einen Brief geschrieben, mit ihren Namen unterzeichnet und zugesandt. Sie hatten ihn darin aufgefordert, die Batterie zu verlassen, mit dem Versprechen, ihm sicheres Geleit bis Varel zu geben, wo sich noch Franzosen aufhielten. Der Kommandant hatte abgelehnt. Später requirierte er nun frisch darauf los, indem er drohte, diesen Brief bei seinen Behörden zur Anzeige zu bringen, wenn seinen Wünschen nicht Folge geleistet würde. Wein, Branntwein, Kaffee, Zucker, frisches Fleisch, Weißbrot usw. mußten herbeigeschafft werden, um ihn zu befriedigen. Viel später erst verließ er die Batterie.

Dieser Aufruhr hatte unglückliche Folgen, denn bald kam ein Trupp Franzosen zurück. Die Blexer Batterie, von hiesigen Küstenkanonieren unter Anführung eines Lübke Eilers aus Steinhausen besetzt gehalten, ward leicht wieder eingenommen und die angetroffene Mannschaft auf dem Blexer Kirchhofe erschossen. Glücklicherweise kamen die Franzosen nicht nach Großwürden. Von Blexen war der Zug wieder zurückmarschiert und hatte mehrere Einwohner mitgenommen, von denen noch unterwegs einige erschossen wurden. -

Im Sommer 1813 mußten noch Pferde geliefert und Fuhren zum Transport von Kugeln usw. von Bremen nach Hamburg gestellt werden, wovon manche garnicht zurückkamen. Ich selbst habe ein ganzes Gespann dabei eingebüßt. Endlich befreite die Schlacht bei Leipzig Deutschland vom Franzosenjoch. -

Nur kurz hatte ich meine Erlebnisse aus dem denkwürdigen Jahr 1813 anführen wollen, bin jedoch viel weitläufiger geworden als ich beabsichtigte. Ich werde ferner nur Familienangelegenheiten berühren und deshalb kurz sein können.

Mai 1813 trat ich meine von den Großeltern ererbte Hofstelle zu Hofswürden an. Einige Zeit hatten wir dort im Kirchspiel Eckwarden noch militärische Einquartierung, und weil ständig die eben schon erwähnten Fuhren gestellt werden und auch Pferde geliefert werden mußten, war es für den Landmann eine recht schlechte Zeit.

Am 6. Aug. 1813 verheiratete ich mich mit Rebecka Sophie Kloppenburg, Tochter des Hausmanns D. C. Kloppenburg zu Colmar/Strückhausen. Nach damaligem französischem Recht wurde eine Copulations-Akte vom Maire aufgenommen, womit die Ehe geschlossen war. Die Einsegnung durch den Prediger war willkürlich. Da meine Braut mit ihrem Vater gerade bei meinem Vater in Ruhwarden zu Besuch weilte, so wurde ich herbeigerufen und beschlossen, die Sache bei den drückenden Zeitverhältnissen möglichst kurz abzumachen. Mein Vater war ja Maire der Mairie Tossens, welche aus der vormaligen Vogtei Eckwarden - also den Kirchspielen Eckwarden, Tossens und halb Langwarden - bestand. Die üblichen



Proklamationen sowohl in Tossens wie in Strückhausen waren geschehen. So stand nichts weiter im Wege. Die Heiratsakte wurde also von meinem Vater aufgenommen und durch den herbeigerufenen Langwarder Pastoren Kleinert eine Einsegnungsrede gehalten.

Mein Schwiegervater und meine Frau reisten am folgenden Tage wieder zurück, nachdem auf Freitag, den 13. August, eine Reise über Oldenburg nach Bremen verabredet worden war. Mein Halbbruder Meendt gehörte nämlich zu der in den hanseatischen Departements errichteten sogenannten Ehrengarde. Dieses Corps bestand aus den Söhnen der angeseheneren Einwohner und sollte, so hieß es, nur in unmittelbarer Umgebung des Kaisers Dienste tun. Ein jeder mußte sich aus eigenen Mitteln equipieren. Diese Garde sollte nun von Bremen aus abmarschieren und sollte zuvor noch eine Feierlichkeit im Dome stattfinden, weshalb - und um Abschied zu nehmen - denn die Reise beschlossen war.

Am Freitag, den 13. Aug., fuhren also der Vater, mein Halbbruder Johann und ich nach Colmar, nahmen dort meine Frau und ihre Schwester Lotte auf und fuhren nach Oldenburg, wo wir übernachteten. Dort hatte mein Vater als Maire am andern Morgen noch Geschäfte bei der Unterpräfektur, worauf wir, nachdem diese abgemacht waren, weiterfuhren. Eine Chaussee führte damals noch nicht von Oldenburg nach Bremen, sondern zwei Wege. Der sogenannte Winterweg führte durch die Osenberge, ein anderer Weg über Blankenburg. Hier fuhren wir, doch da es in der Nacht stark geregnet hatte, war der Weg so schlüpfrig, daß die Pferde den Wagen fast stecken ließen und wir streckenweise zu Fuß gehen mußten. In Delmenhorst kamen wir erst bei Lichte an, mußten dort übernachten, und erreichten erst am folgenden Tage Bremen, von wo wir am 18. Aug. wieder zurückkehrten. Meine Frau, welche in Colmar zurückgeblieben war, holte ich am 24. August dort ab nach Hofswürden . . . (*Es folgt eine Aufzählung der in der Ehe geborenen acht Kinder mit ihren Paten*).

Bis Maitag 1821 wohnten wir in Hofswürden, zogen dann aber nach Ruhwarden auf meine mütterliche Hofstelle, welche mir mein Vater, der von dieser Hofstelle den testamentarischen Nießbrauch hatte, gegen eine jährliche Abfindungssumme abtrat.

Die Jahre von 1819 bis 1830 waren für den Landmann sehr traurige, indem die landwirtschaftlichen Produkte sehr niedrig im Preise lagen. Hafer galt 3-4 Ldr, Gerste 5-7 Ldr, Roggen 7-9 Ldr per Oldenburger Last, und als hierzu noch die unglückliche Wasserflut vom 3./4. Febr. 1825 kam, konnten die Hofstellen die Lasten nicht mehr tragen. In Butjadingen waren die Hofstellen beinahe weniger als nichts wert. Wäre, wie in den 50er, 60er und 70er Jahren des 18. Jahrhunderts noch Viehseuche, Hagelschlag, Mäusefraß und dergl. Kalamitäten hinzugekommen, so wäre kein Eigentümer bei seinem Besitz geblieben. Ab 1830 stiegen die Produkte wieder, und danach auch die Landpreise.

Bis Maitag 1856 wohnten wir in Ruhwarden. Dann überließen wir unserem jüngsten Sohne die Hofstelle und zogen, um die letzten Jahre unseres Lebens ruhig und angenehm zu verleben, nach Oldenburg. Meine Frau, kleinere Beschwerden ausgenommen stets rüstig und wohl, hatte sich doch länger schon nach einer kleineren, ruhigeren Haushaltung gesehnt. Jetzt war ihr Wunsch erreicht, obgleich

wir eine so ganz ruhige Haushaltung auch jetzt noch nicht hatten, indem wir zwei unserer Enkelinnen, Auguste und Sophie Bruncken, mit uns nahmen, damit sie in Oldenburg die Schule besuchen konnten. Ihre Mutter, unsere Tochter Sophie, war im Wochenbett gestorben.

Meine Frau fühlte sich hier nun recht wohl, und oft sagte sie, wie gut sie es doch jetzt hätte. Indes war es ihr nicht beschieden, die ruhigen und angenehmen Tage im Herbst ihres Lebens lange zu genießen. Im Sommer 1859 befand sie sich öfters schon nicht recht wohl, und am 11. Nov., nachdem sie am 10. noch dem Fackelzug zum Schillerfeste mit zugesehen hatte, mußte sie sich zu Bette legen. Sie war erst fieberhaft, dann stellte sich eine Unterleibsentzündung ein. Blutegel und Eisumschläge wurden von dem gleich herbeigerufenen Arzte angeordnet und damit die Entzündung beseitigt.

Schon während des Sommers hatte sie unter dem linken Arm eine kaum wahrnehmbare Geschwulst gehabt, welche ihr Schmerzen verursachte. Diese Geschwulst vergrößerte sich nun immer mehr und verbreitete sich in Arm und Brust. Oft sprach sie jetzt von ihrem Tode und daß sie so gern noch leben und bei uns bleiben möchte. Doch sagte sie dann auch: ‚Ich kann doch zufrieden sein. Wir haben lange zusammen gelebt, unsere Kinder sind erwachsen und gut geraten. Wie wenigen wird dieses Glück zuteil, wie wenige meiner Jugendfreundinnen sind noch am Leben usw.‘

Es schnitt mir in die Seele, wenn sie von ihrem Tode zu mir sprach und diese oder jene kleine Bestimmung traf. Wir hatten schon früher darüber gesprochen, uns ein Begräbnis ausmauern zu lassen, waren aber nicht dazu gekommen. Jetzt drang sie darauf und ich mußte Anstalten machen. Mit dem Maurermeister, welcher kam, um das Nötige zu überlegen, mußte sie selbst sprechen. Als die Arbeit im Gange war, trieb sie mich wohl an, nicht immer im Hause zu sitzen und sagte dann wohl: ‚Geh doch mal hin und besieh mein Schloß!‘

Die Kräfte schwanden nun immer mehr und nur mit Mühe bekamen wir sie noch aus dem Bette und in den ihr von Georg geschenkten Lehnstuhl. Ihr Gedächtnis nahm ab, und häufig wiederholte sie Fragen, die eben erst beantwortet waren. Für mich sowohl wie für meine Frau war es ein großer Trost, daß jetzt immer einer der Söhne aus Butjadingen bei uns war. Wenn einer ging, kam der andere wieder. Am 29. Febr. verschlimmerte sich ihr Zustand. Sie war unruhig und phantasierte. In ihrem kranken Arm glaubte sie ein kleines Kind zu haben, welches sie zur Ruhe bringen wollte. Dann ward sie ruhiger und schien einzuschlafen. - Es war ihr letzter Schlaf. Am Morgen des 1. März endete ein sanfter Tod ihre Leiden.-

Vom 6. August 1813 bis 1. März 1860, also 46 Jahre und 207 Tage, haben wir in einer glücklichen Ehe zusammen gelebt. Wir und auch unsere Kinder - ausgenommen einzelne Krankheitsfälle, welche in einer großen Familie nie ausbleiben können - waren stets gesund. Meine Frau wurde 70 Jahre und 300 Tage alt, aber man sah ihr dieses Alter nicht an. -“



Der Kondolenzbrief

Es scheint mir angebracht, gleich hier den einzigen noch vorhandenen Kondolenzbrief folgen zu lassen, der anlässlich des Todes seiner Frau an Jacob Wilhelm Fr. gerichtet wurde. Geschrieben wurde er von der Frau seines Schwagers Kloppenburg in Colmar/Strückhausen und beeindruckt durch seine Schlichtheit und Güte:

„Lieber Bruder! Gestern haben wir die längst gefürchtete und - ach leider - am Ende heiß ersehnte Nachricht vom sanften Hinscheiden Ihrer lieben teuren Frau entgegengenommen. Wir wollen Gott danken, daß sie von ihrem schweren Leiden erlöst ist.

Was Sie, lieber Bruder, gelitten haben und noch leiden, da Ihre liebe langjährige treue Lebensgefährtin dahingegangen ist, sagt uns unser eigenes Gefühl. Haben wir doch eine so treue, liebevolle Schwester an derselben verloren, Kloppenburg seine letzte! Das Leben ist so ernst und flüchtig. Der liebe Gott gebe Ihnen Kraft. Die gute Schwester hat das seltene Glück erlebt, alle wohlgeratenen Kinder gut versorgt zu sehen. Mögen auch Sie in denselben am Abend Ihres Lebens Trost und Aufrichtung finden.

Kloppenburg wünscht die teure Leiche zu begleiten, wenn Sie ihm den Tag der Beerdigung melden. Der Geburtsschein liegt bei. Alle meine Kinder bezeugen ihr herzlichstes Beileid. Sie hatten die Verstorbene so lieb. Mit aller Teilnahme

Ihre trauernde Schwester Caroline Kloppenburg.“

Colmar, 1860 März 3

Es mutet uns heute seltsam an, daß Caroline von ihrem Ehemann als ‚Kloppenburg‘ spricht, ihn also nicht beim Vornamen nennt. Diese Sitte hat sich gegen Mitte des Jahrhunderts verloren, ebenso das ‚Bruder und Schwester‘, mit dem sich hier Schwager und Schwägerin titulieren und dazu noch ‚siezzen‘. -

Zeitmäßig haben wir mit diesem Brief vorgegriffen, denn es war meine Absicht, chronologisch vorzugehen. Beginnen wir also jetzt mit einem Briefwechsel aus dem Jahre 1810.

Die Kur in Bad Nenndorf

Wie eben handelt es sich hier um Angehörige der Familie Kloppenburg, und zwar um ein Ehepaar. Hier liegt der seltene Fall vor, daß eine komplette Korrespondenz erhalten geblieben ist. Anfang Juli des Jahres 1810 war nämlich Anna Dorothea, Ehefrau des Bauern Johann Philip Kloppenburg aus Colmar, zu einer Kur nach Bad Nenndorf aufgebrochen, um dort Heilung zu suchen von ihrer ‚Steifigkeit‘. Anna Dorothea Kl. war eine Tochter des Pastors A. G. Westing in Rodenkirchen, und damit eine



Schwester des Hofrats Westing, Jurist am Oldenburger Oberappellationsgericht, der vor allem als erster Badekommissar von Wangerooge einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangt hat.

Anna Dorothea war gewiß eine Frau mit gesunden Geistesgaben, doch merkt man ihren Briefen - trotz des akademischen Elternhauses - an, daß um jene Zeit Plattdeutsch noch die Umgangssprache aller ländlichen Kreise war. Ansonsten werden wir sie als eine praktisch denkende Bäuerin und sorgende Mutter kennen lernen. -

Lassen wir sie nun selbst zu Wort kommen. Nachdem Ehemann und Schwester sie bis Bremen begleitet haben, ist sie von dort in Gesellschaft zweier Landsleute, Hayessen und Achgelis, in der Postkutsche weitergereist. Mit folgendem Brief nun meldet sie ihre Ankunft:

Nenndorf, den 7ten Juli 1810

„Gestern Abend um 8 Uhr sind wir glücklich angekommen. Wir reiseten über den Rehburger Brunnen, sonst hätte es so lange nicht gedauert. Unsere Reise war sehr vergnügt, und ich habe es viel besser ausgehalten wie ich vorher dachte. Meine Reisegefährten haben mir die Reise sehr erleichtert mit ihren guten Hilfen.

Jetzt bin ich ganz munter, aber sehr steif, doch das soll sich wohl bald wieder geben. Diesen Abend um 5 Uhr bekomme ich das erste Bad. Den Hofrat Weitz habe ich nur so lange gesprochen, daß ich ihm Seemann seinen Bericht geben konnte, doch vor dem Bade will er mich noch erst sprechen.

Es ist hier ganz prächtig; aber alle guten Zimmer waren schon besetzt, wie wir hier ankamen. Es ist hier sehr voll von Brunnengästen. Weil ich nicht weit gehen kann, mußte ich im Badehaus bleiben, wo gerade noch eine Kammer frei war. Sie ist sonst so ziemlich, nur habe ich die Aussicht nach hinten, auf Bäume, wo nichts passiert. Die Burggräfin hat mir aber versprochen, daß ich das erste bessere Zimmer haben soll, was ledig wird.

Hayessen und Achgelis logieren in einem andern Hause, essen und trinken aber mit mir. Mittags holen wir unser Essen vom Trakteur, die Portion zu 24 Gr. Von drei Portionen essen wir alle vier; unser Brod kaufen wir selbst. Für 12 Gr. haben wir alle genug zum Morgen-, Mittag- und auch Abendessen, wo wir von unserem eigenen Mitgebrachten zehren. Meine Ausgaben sind hier: für die Stube täglich 36 Gr., Mittagessen 24 Gr, täglich ein Bad 24 Gr, und für ein Sopha 6 Gr. Da schläft Friederike nachts drauf, weil ich nur eine einschläfrige Bettstelle habe.

Es ist hier so schön wie in dem schönsten englischen Garten, rundherum sind hohe Berge mit schönen Anlagen. Ich kann mir aber leider nichts davon zu Nutze machen, außer was ich auf der Reise von Rehburg bis hier gesehen habe, wo wir verschiedene Berge passiert sind.

Ich habe hier schon viele Landsleute getroffen: Die Canzleirätin Gramberg aus Oldenburg mit Anhang, Oncken und seine Frau aus Varel, Horstmann und sein Vetter aus dem Stedingerlande, und noch andere. Auch sollen noch viele Oldenburger kommen.

Ich hoffe, daß du, mein lieber Mann, und Elisabeth glücklich wieder zu Hause gekommen seid und daß alles gut und wohl ist. Ich warte sehnlich auf Nachricht von





Abb. 4: Bad Nenndorf (Briefkopf auf einem Schreiben aus dem Jahre 1855).

Euch. Die Kinder liegen mir immer im Sinn. Vertragt euch nur gut zusammen, das übrige wird sich wohl finden. Und gebt auf die Kinder Achtung, daß sie nicht zu viel grasen im Garten, und übrigens ihr Recht kriegen.-

Achgelis bittet, bei Gelegenheit seinem Onkel zu sagen, daß er sich wohl befindet und die beste Hoffnung hat, hier völlig gesund zu werden. - Lebt alle wohl, du mein lieber Mann, meine liebe Schwester, und große und kleine Kinder, und denkt oft an mich. Mir geht es so gut, daß ihr euch keine Sorge zu machen braucht, und dies hoffe ich auch ferner, wenn es kein Unglück gibt. Hier werden so viele gesund, daß ich auch Hoffnung dazu habe.

Grüße an Claus Eylers, auch an Kloppenburgs und die andern Freunde. - Mit Friederike bin ich sehr zufrieden, wenn sie so bleibt. Ich grüße euch alle, und bin eure getreue Frau, Schwester und Mutter

A. D. Kloppenburg

Meine Adresse ist: Madame Kl., Nenndorf, Log. i. Badehause No. 19.“

Nenndorf, den 11ten Juli 1810

„Wie wir am Freitag ankamen, erfuhr ich, daß die Post am Sonnabend Morgen um 11 Uhr abginge. Ich setzte mich also am andern Morgen hin und berichtete euch meine glückliche Ankunft. Wie ich den Brief aber nach der Post schickte,

war das Felleisen schon geschlossen, und ich konnte nicht eher abschicken wie heute, als Mittewochen. Am Sonntag besuchte uns der Provisor Wolf, der bei Docius gewesen ist. Der hatte Friederike in der Apotheke gesehen und von ihr gehört, daß ich hier wäre. Er wollte rein närrisch werden vor Freude, wie er Oldenburger sah. Er übernahm es, meinen Brief am Montag mit Gelegenheit nach Hannover zu senden, wo ihn sein Bruder auf die Post geben sollte. Da ich nun nicht gewiß überzeugt bin, daß er richtig überkommt, so will ich vor aller Gefahr diesen Brief nachlaufen lassen, damit ihr keine Sorge meinetswegen habt. Ich befinde mich ziemlich wohl. Alle Morgen von sieben bis acht Uhr habe ich ein Bad, diesen Morgen zum fünften mal.

Noch kann ich nur wenig merken, daß es hilft. Es kommt ein Ausschlag heraus. Es ist aber noch zu früh, etwas davon zu sagen. Um acht trinke ich den Brunnen. Es ist hier sehr angenehm. Gestern bin ich mit Oncken, Siefken, der Canzl. Grambergen und den übrigen Landsleuten nach dem Galenberge gewesen, der an Nenndorf liegt. Man kann hier Hannover liegen sehen. Es ist auch Comedie hier, ich bin aber noch nicht hingewesen, obgleich sie nahe bei unserm Hause ist.

Bei alledem sehne ich mich doch zu Hause, und mir wird die Zeit noch lang werden. Hätte ich aber meinen Anhang hier, so wollte ich hier wohl immer bleiben. Die Gegend ist über alle Beschreibung schön, und alles so wohlfeil, vorzüglich Brod, Kirschen, Erdbeeren und dergleichen. Wenn man seine eigene Haushaltung hier hätte, könnte man wohl mit der Hälfte zu, was es bei uns kostet.

Heute sehe ich einem Brief entgegen, denn diesen Abend um 7 Uhr kommt die Post. Möchte es euch doch allen gut gehen, dies ist meine einzige Sorge. Um 14 Tage schreibe ich nun erst wieder, wenn ich euern Brief nicht nötig beantworten muß. Lebt alle wohl, und vertragt euch gut. Sorget für die Kinder. Ich grüße euch alle, mein lieber Mann, Schwester, alle Kinder, Eylers, Kloppenburgs, und alle im Hause.

A. D. Kloppenburg“

In diesen wie in den folgenden Briefen wird uns sehr anschaulich das Leben in einem kleinen Kurort damaliger Zeit vor Augen geführt. Nenndorf war erst um 1790 Bad geworden und stand noch ganz unter der Regie ihres Gründers, des Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel.

Die Kloppenburgs in Colmar galten als wohlhabend. Trotzdem müssen wir schmunzelnd vernehmen, wie Frau Anna Dorothea überall spart, woimmer es möglich ist. Es geht ihr augenscheinlich schon gegen den Strich, daß sie für das Mädchen Friederike, welches sie zur Aufwartung mitgenommen hat, ein Sofa mieten muß. Wäre es nur zweischläfrig gewesen, hätte sie Friederike gern zu sich ins Bett genommen.

Im zweiten Brief scheint die Erwähnung des Felleisens besonders interessant. Solcher Rucksäcke, wie sie früher bei den Handwerksburschen gebräuchlich waren, bediente man sich also jetzt bei der Postbeförderung. Sie wurden vor das Posthaus gehängt und waren somit die Vorgänger unserer heutigen Briefkästen.

Die beiden Berichte Anna Dorotheas kreuzen sich mit dem folgenden Brief ihres Ehemannes:



Colmar, den 7. Juli, morgens 8 Uhr, 1810

„Meine herzlich vielgeliebte Frau, einen herzlichen Gruß von mir zuvor. Ich bin in der Hoffnung, daß ihr alle, aber hauptsächlich du, geliebte Mutter, glücklich und wohl beim Brunnen angekommen seid, und der Arzt euch schon jetzt in der Cour hat. Gott gebe seinen Segen dazu und die baldige Besserung. So will ich mit dir Gottes Güte preisen. Dies ist der Wunsch aus meinem edelsten Herzen. - Nun schlage dir auch alle häuslichen Angelegenheiten rein aus dem Sinn, wofür ich als vernünftiger Vater jetzt Sorge und die allergrößte Sorgfalt jetzt zu tragen schuldig bin. Du solltest deine Sorgen um uns, vor allem um die lieben Kinder, in Gottes Schoß legen: Der sorget für uns alle - der hüt' und wacht - stets für uns tracht' - auf daß uns ja nichts fehlet. Nun Gott, lasse denn alles wohl gelingen, Anfang, Fortgang und Vollbringen, und daß ich balde von deinem Wohlbefinden die erwünschte angenehme Nachricht empfangen möge, wonach mich sehnlich verlangt.

Unsere Retourreise von Bremen war ebenso angenehm wie die Hinfahrt am Dienstag. Um 7 Uhr seilte der Schiffer ab und gelangte gegen 12 zu Elsfleth an, wo wir gleich Gelegenheit mit einem Torfwagen hatten. Des wl. Johann Hinrich Timmen Heuermann Hullmann nahm uns gefälligst mit, und so kamen wir am Donnerstag um 4 Uhr wieder zu Hause an, wo wir gottlob alles wohl vorfanden. Hans K. sein Bruder Johann Wilhelm ist gestorben. Deine Schwester und Christiane fahren heute zur Beichte. Die Kartoffeln auf dem Moor sind gereinigt, und für den Garten will ich desgleichen sorgen. Lotte ihr geliebter Claus ist am Mittwoch hier gewesen. Den grauen Torf haben wir nicht einfahren können, da es hier zu viel geregnet hat, wodurch sich das Gras aber herrlich hervor tut. Am Montag fangen sie an Gras zu mähen und so geht es wohl in eins fort. Weiter wüßte ich vorerst nichts zu sagen, als daß Gott dir Wieder-Erholung geben, und nach meinem herzlich gemeinten Wunsche eine baldige Besserung eintreten möge: nicht allein bei dir, sondern bei allen dortigen Kranken, bekannten und unbekanntem!

Nun küsse, geliebte Mutter, diesen Brief statt meiner Lippen, falte die Hände statt meiner Umarmung, segne mich mit dem besten Segenswunsch und halte mich in dem süßesten geliebten Andenken bis dahin, da du dich in meine Arme wieder legen wirst.

Auch an Hayessen, Achgelis und Friederike einen herzlichen Gruß, aber hauptsächlich an dich, vielgeliebte Mutter, von deinem von ganzem Herzen dich ewig liebenden Mann

Johann Philip Kloppenburg.“

Man mag diesen wie die folgenden Briefe Johann Philip Kloppenburgs belächeln. Der Überschwang seiner Worte wirkt heute auf uns komisch. Dahinter scheint eine gewisse Unsicherheit zu stecken. Nach langjähriger Ehe ist es gewiß das erste mal, daß er für mehrere Wochen von seiner Frau getrennt ist. Drei Tagesreisen ist die Gute von ihm entfernt! Das muß sein Innerstes alarmieren, und so läßt er seinen Gefühlen freien Lauf. Im zweiten Teil des Briefes folgen dann, stichwortartig und in buntem Wechsel, Familien-Nachrichten und Arbeitsberichte, wie sie ihm gerade einfallen. Aufschluß-

reich auch die Rückreise aus Bremen. Mit dem Segelkahn eines Torf- oder Butterschiffers geht es bis Elsfleth, wo sie sich dann über die Gelegenheit freuen, auf einem rumpelnden Torfwagen mitfahren zu dürfen bis ins heimatliche Colmar. In welchem Gegensatz steht diese Bescheidenheit zu den Auslassungen mancher moderner Heimatschriftsteller, die nicht müde werden, sich über die protzigen Marschbauern - und als Exponenten gerade die Kloppenburgs - zu mokieren.

- Auf diesen Brief Philips erfolgt die Antwort seiner Frau, welche sich mit dem zweiten Schreiben ihres Mannes kreuzt:

Nenndorf den 14ten Juli 1810

„Da Onckens aus Varel morgen abreisen und mir diesen Brief bis Oldenburg mitnehmen wollen, so will ich doch diese Gelegenheit benutzen, ob ich gleich schon zweimal geschrieben habe, und euch von meinem Befinden Nachricht geben.

Ich habe mich jetzt acht mal gebadet; die Steifigkeit will noch sich nicht geben, aber es haben sich doch andere Umstände ereignet, woraus ich schließen kann, daß das Bad von Wirkung ist, und ich hoffe mit den anderen auf Besserung. Vielleicht komme ich die letzten Tage noch in den Schwitzkasten und werde auch die Dusche bekommen. Heute sollte ich in die Ader gelassen werden, aber diesen Morgen fand es der Hofrat nicht nötig. In meinem Leben bin ich noch nicht so schläfrig gewesen wie hier; aber das Bad mattet zu sehr ab.

Wir haben hier herrlich weiß Brod und gutes Wasser, aber übrigens schlechtes Essen. Alle Mittag überein: ganz klare Suppe, welche fast Wasser ist, Erbsen und Wurzeln nur in Wasser gekocht und altes Suppenfleisch. Auch das gebratene Kalbfleisch bin ich schon ganz zuwider und sehne mich oft nach einem Teller Kohl oder Kalteschale mit weichem Käse.

Es ist hier jetzt so voll, daß gar kein Unterkommen mehr ist. Gestern noch sind die Auct. von Lindern und Madm. von Harten aus Oldenburg, und der Engländer MacNamara und Frau aus Varel angekommen. Die Cassierin Freyen und Secretairin Kellers mit Familie kommen noch.

Es sind hier viele elende Menschen. Ein Fräulein wird immer in einem kleinen Wagen mit zwei großen Rädern gefahren, der ist wie ein Lehnstuhl gestaltet. Das Fräulein ist 19 Jahre alt und sehr schön. Eine wohnt drei Stuben von uns, die hat Krämpfe im Halse. Wenn die kommen, brüllt und schreit sie so, daß das ganze Haus zusammenläuft. Oncken reist mit vielen Wunden wieder ab. Die Gichtbeulen sind ihm alle durchgebrochen. Sonst hat er sich viel gebessert.-

Deinen Brief, lieber Vater, habe ich Donnerstag nachmittag auf der Allee erhalten. Es ist mit lieb, daß noch alles wohl ist. Du schriebst aber so wenig von den Kindern, da kann ich mich nicht recht in finden. Es ist doch wohl keines krank? Aber dann wären meine Schwester und Christiane wohl nicht zur Beichte gefahren. Du hast wohl nichts davon gemeldet, weil du dich zu lange in der Vorrede aufgehalten hast! Lotte wollte doch auch einmal schreiben.

Der Syndikus ist schon vor 14 Tagen mit Pastor Roth nach dem Harz und Wiesbaden gereist. Die Zeit wird mir so lang, ehe ich wieder zu Hause komme. Ich finde hier gar kein Vergnügen, obgleich ich die herrlichste Musik vor meinem Fenster habe. Das Liebste ist mir noch morgens um 6 Uhr der Morgengesang.



Hier ist immer gutes Wetter gewesen. Ich hoffe, ihr werdet gutes Wetter zum Heuen haben. Das Linnen ist wohl schon weiß? Lasset den Garten auch nicht zu sehr verkommen. - Lebt alle wohl. Die Kinder machen mir am meisten Angst. Seht gut nach Hannchen und Lina, und vergeßt mich nicht. Wäre ich doch erst wieder zu Hause und könnte gehen! Dies ist mein stündlicher Wunsch.

Hayessen und Achgelis grüßen, auch Friederike; alle sind wohl.

Eure getreue Mutter et cetera A. D. Kloppenburg.

P. S. Saget den Kindern, sie kriegten jedes eine Puppe, die recht schön sein soll, und ein Bilderbuch, wenn sie artig wären.“

Colmar, d. 18ten Juli 1810, Mittewochen morgens 8 Uhr

„Meine herzlich vielgeliebte Frau! Meinen ersten Brief vom 7. d. M. wirst du doch ohne Zweifel erhalten haben, worin ich dir unser aller Wohlbefinden gemeldet. Dein Verehrungsschreiben vom 7. d. M. datiert erhielt ich am 14., wonach mich sehnlichst verlangte, und war mir der Inhalt sehr erfreulich. Nun gebe dir Gott seine Gnade und Segen, nicht nur im Bade und Genuß des Brunnens nebst den Hilfsmitteln, zu einer baldigen Besserung und langer Erhaltung derselben, damit ich mit dir sagen kann: Hierher hat mich Gottes Hand geführt, und meine Seele verherrlicht seine Güte! Diesen meinen herzlichen Wunsch erfülle Gott!

Von unser aller Wohlbefinden melde, daß wir gottlob alle gesund sind und uns gut vertragen; aber du geliebte Seele fehlest mir. Die Kluft ist zu weit, welches ich verschmerzen muß bis auf ein glückliches Wiedersehen, wo alsdann meine Arme dich umschließen. Die Zeit wird mir lang, aber sie geht doch hin den Tag über. Nur wenn ich mich zu Bette lege, kann ich nicht schlafen, so redet mein Herz um Besserung an dir, und kommst mir nie aus meinem Sinn.

Achgelis hat mir gesagt, daß dein Bruder nach der Schweiz und Paris ect. verreiset sei. Wie in der Zeitung stand, hat er den Advocat Barnstedt für sich beedigen und bestellen lassen. Es heißt, daß seine Reise wohl ein Jahr währen wird, welches ihn 3-4000 Rth kosten könnte. So verfließt alsdann der Schnee wieder vor den angenehmen Sonnenstrahlen. -

Gerd V., Meinert H. sein Schwiegervater, ist am 14. beerdigt, wozu wir invitieret waren. Es ist aber niemand von uns hingewesen. Eylert F. Tochter Mette ist vor acht Tagen mit einer schweren Krankheit befallen. Der Doktor Seemann nennt es die Leberkrankheit. Lotte hat bei ihr gewacht. Jetzt hat sie sich etwas erholt. Mit Anna Sch. wird es auch schlimmer.

Wir haben hier seit 21 Tagen Regen gehabt, was unsere Heuernte aufhält. Sonst wären wir damit bereits über die Hälfte fertig.

Nun gebe Gott die Gewährung meiner Bitte, und schließe hiermit bis zum fröhlichen Wiedersehen. Ich halte dich als meine herzlich geliebte Frau in stetem Andenken bis in den Tod.

Dein getreuer Gatte

Johann Philip Kloppenburg“

Philips Salbaderei geht auch Muttern zu weit. Dezent ermahnt sie ihn zu mehr aktueller Berichterstattung: ‚Du hast wohl nichts davon gemeldet, weil du dich zu lange in der Vorrede aufgehalten hast.‘ So war's wohl.

Wenn Anna Dorothea sich dann über das viele Kalbfleisch beschwert, so will uns das nicht ganz einleuchten, gilt uns Kalbfleisch heute doch als Delikatesse. Doch wir kennen nur das Fleisch von Mastkälbern, während in der Nenndorfer Diätküche gewiß nüchterne, also ganz junge ungemästete Kälber Verwendung fanden, deren Fleisch weich und fade ist. - Auffallend sind in allen Briefen die vielen Nachfragen und Berichte über kranke Nachbarn und Bekannte. Wir müssen uns vergegenwärtigen, wie wenig ärztliche Kunst damals noch vermochte. Krankheiten, die wir heute als Lappalie ansehen - eine Blinddarmentzündung etwa - kamen damals einem Todesurteil gleich. So ist die Sorge und Anteilnahme bei jedem Krankheitszeichen verständlich. - Herrlich der Kommentar des sparsamen biedereren Landmanns zu der verschwenderischen Reise des Schwagers: ‚So verfließt alsdann der Schnee wieder vor den angenehmen Sonnenstrahlen!‘ -

Am 24. Juli schreibt Anna Dorothea:

„Mein herzlich geliebter Mann! Du wirst schon drei Briefe von mir erhalten haben, und gestern hätte ich den vierten mit der Frau Gerdes nach Varel senden können. Allein da ich keine Nachricht von euch hatte, wollte ich doch lieber so lange warten, und gottlob habe ich sie nun erhalten.

Ich habe jetzt 14 mal gebadet, und zwei mal die Dusche erhalten. Dies ist aber ein Stück Arbeit. Ich hatte gestern Blasen auf den Hüften. Das geht so wie mit einer Feuerspritze, und es ist warmes Schwefelwasser darin. Erst sitze ich eine halbe Stunde im Bad und dann werde ich eine halbe Stunde geduscht. Der Bademeisterin und mir läuft der Schweiß nur so vom Gesichte. Alle Morgen um halb sieben gehe ich ins Bad. Nach der Dusche habe ich Schmerzen bekommen und ich kann merken, daß es anfängt herumzuziehen. Wenn dies nicht hilft, so brauche ich mich nach anderer Hilfe nicht umzusehen. Nach dem vierten Male soll man die Wirkung spüren können. Das übrige von meinem Befinden kannst du aus Lotte ihrem Brief erfahren.

Hier sind allein vierzig Oldenburger gewesen, und dreißig sind noch hier, die alle gute Landsmannschaft halten. Freyen, Kellers, Bullings, Harten, Grambergs und mehrere. Hofmann mit Frau und Kinder, Pferde und Wagen, Köneke aus Bremen, Harksen Schwiegersohn nebst Frau mit Pferden und Kutsche. Mit Hofmann und Köneke fahre ich bisweilen aus, und ich könnte alle Tage mitfahren, wenn ich wollte. Aber ich habe nicht immer Lust und es kostet auch Geld. Gestern bin ich mit nach Rodenberg gewesen; da ist ein Salzwerk, das haben wir besehen. Am Sonntag habe ich wohl vor Plaisir in dem großen Saal der Arkade gegessen. Es speiseten 250 Personen da. Ich habe aber an allem kein Vergnügen, sondern wünsche mich tausendmal zu Hause im Kreise meiner Kinder. Wenn ich an zuhause denke, so werde ich immer ängstlich, daß uns ein so weiter Raum trennt. Aber ich muß doch aushalten, nun ich es angefangen habe. Gott gebe nur, daß ich gesund wieder zu euch komme und euch alle gesund wieder finde.

Diese letzten acht Tage haben wir hier schlechtes Wetter gehabt, immer Regen und Kälte. - Am 28ten soll der König von Westfalen nach hier kommen, aber ganz gewiß ist es noch wohl nicht. Heute sind sie hier einen Courier vermuten, der gewisse Nachricht bringt. - Es ist hier sehr voll, und täglich kommen noch mehrere.



Hier sind jetzt wohl dreißig Kutschen mit vier Pferden, die alle den Vornehmen gehören. Pferde können sie hier so wohlfeil im Futter halten wie zuhause, deswegen haben sie ihre Equipage bei sich.

Ihr werdet wohl Arbeit genug haben mit dem Heu. Ich denke oft daran wenn es regnet. Wie sieht es im Garten aus? Könnt ihr keine alte Frau zu Hilfe kriegen? Treibe Lotte auch an, daß sie ihr Leinenzeug näht, wenn irgend Zeit dazu ist, sonst möchte sie nicht fertig werden. Mit ihrem Bräutigam wird, wie ich hoffe, noch wohl alles in gutem Einvernehmen sein? Grüße ihn von mir.

Hayessen bessert sich mit der Gicht sehr gut, aber der Husten läßt ihm keinen Frieden, zumal da es nun so kalt ist. Achgelis ist recht munter; sein Ausschlag ist weg!

Ich habe immer Visiten von den Oldenburgern und auch sonst von einigen. Achgelis lacht immer darüber, daß ich so viele Hofdamen habe. Ich kann mit allen gut fertig werden und Besuche, was das beste ist, kosten nichts.

Die Esplanade, das sind zehn Alleen, eine hinter der andern, ist vor unserm Fenster. Darin ist ein offener Tempel, wo die Musik ist. Auch ist der Trinkbrunnen darin und viele Tische, Stühle und Bänke. Wir können aber nur die Bäume sehen, denn das Badehaus steht niedrig, und die Esplanade gehet an einer Anhöhe.

Nun befehle ich euch alle dem lieben Gott, der führe uns bald wieder glücklich zusammen. Glaubt nur, daß mir die Zeit noch viel länger wird als euch. Grüße Johann M., Elisabeth und die Kinder tausendmal von mir. Deine gute Frau A. D. Kloppenburg

P.S.: Gehen kann ich schon viel besser, und kann es auch länger aushalten. Ich wohne jetzt auf No. 16 im Badehause. Auf No. 19 war die Aussicht nach hinten, deswegen sind wir umgezogen.“

Der Bericht von den damaligen Behandlungsmethoden dürfte heutigen Badeärzten zu einer Gänsehaut verhelfen. Die reinste Folterkammer. Aber Anna Dorothea ist fest überzeugt: ‚Wenn dies nicht hilft, dann hilft gar nichts!‘

Erstaunlich die vielen Oldenburger, die das Bad besuchen, teils mit Equipage. Krank dürften sie indessen nicht alle gewesen sein, denn: ‚Die Vornehmen machen die Runde durch die Bäder‘, weiß Anna Dorothea im folgenden und letzten Brief zu berichten. - Zuvor aber schreibt Philip noch einmal.

Colmar den 28ten Juli 1810, Sonnabend morgens 8 Uhr

„Meine herzlich geliebte Frau, Deinen zweiten Brief vom 11. d. M. erhielt ich am 18., worin du mir eine erfreuliche Nachricht von deinem Befinden gemeldet, und wünsche ich herzlich mit dir, daß dich Gott möge bald von deinen Beschwerden erleichtern, deine Gesundheit stärken und unverrückt lange erhalten.

Am 25., als Jacobi-Tag, haben wir zwanzig Jück aus dem Pollhocken mit elf Mann ganz trocken geheuet, und haben bis jetzt 32 Jück in den Hocken, und von sieben Jück eingefahren. Seit acht Tagen haben wir tagtäglich regnichtes Wetter gehabt, aber den 25./26. war die schönste Witterung mit herrlichem Sonnenschein. Es wird aber nur wenig Heu allerorts eingeerntet: vom Jück anderthalb bis zwei kleine Fuder. Wir kriegen von unsern 42 Jück wohl noch über achtzig Fuder. - Mit



den Kindern schlage dir deine Sorgen nur aus dem Sinn, weil ich jetzt gut darauf achte. Wenn sie dir zu sehr am Herzen liegen, möchte es für deine Cour schädlich sein.

In deinem vierten oder fünften Schreiben kannst du mir ja wohl ungefähr melden, wann mein Auge dich hier wieder erblicken wird, wo du mir, meine Geliebte, tausendmal willkommen bist. Sollte es aber mit deiner Cour langsam gehen, und der Hofrat fände es nötig, noch länger als die gewöhnliche Zeit zu verweilen, so halte still aus. Obgleich mich sehnlichst nach dir verlangt, muß ich das verschmerzen. Vergiß auch nicht, daß dir der Hofrat einen gemachlichen Bruchband besorgt mit elastischen Federn, er koste was er will.

Der Garten ist jetzt ganz gereinigt und zuletzt mit Kohl und Bußkohl, Steckrüben, Kohlrabi und Rübsaat bepflanzt und besät.

Docius sein Schwiegersohn F. ist am vergangenen Freitag mit seiner Braut und Schwiegerin hier gewesen und haben Caffee getrunken. Die Auditorin St. war vergangenen Sonntag vor der Predigt hier, weil sie zurück wollte, und sagte adje. Eilert F. Tochter Mette bessert sich; der Vater ist aber sehr krank. Ich habe ihn ehrgestern besucht; er hat starken Husten, schlimmer als ich. Jürgen Böning hat von seinem Eigner Koopmann die Aufsage bekommen, Maitag zu ziehen. Der soll eine Braut aus dem Stedingerlande bekommen, eine G. mit 15.000 Rth, mit welcher er hier wohnen will.

Weiter wüßte ich vorerst nicht mehr zu melden. Bitte dich, meine Vielgeliebte, gleich nach Empfang mir wieder zu schreiben. Nun gebe dir Gott das Beste, so wie du es dir selber wünschest. Sei von uns allen insgesamt herzlich begrüßet und sei der göttlichen Obhut empfohlen. Ich bin dein getreuer Gatte

J. P. Kloppenburg“

Nenndorf, den 28ten Juli 1810

„Mein herzlich geliebter Mann, endlich bin ich im Stande, den Tag meiner Wiederkunft zu bestimmen. Am Sonntag Morgen, den 5ten August denken wir von hier nach Hannover abzureisen und uns allda einen Wagen zu mieten, der uns nach Bremen bringt. Am Montag Morgen fahren wir also von Hannover ab, bleiben die Nacht entweder in Nienburg oder Hoya, und langen, wenn es der liebe Gott nicht anders beschlossen hat, am Dienstag nachmittag in Bremen, bei Vorwerk auf den Geeren, an, wo ich einen Wagen von dir vorzufinden hoffe; oder doch wenigstens Nachricht, wie ich weiterkommen soll, wenn es die Ernte nicht erlaubt, unsere Pferde und Wagen zu senden. Lieb wäre es mir, wenn ich Eylers und Lotte vorfände, die bisher in ihrem Brautstande noch keine Reise gemacht haben. Am Mittwoch oder Donnerstag wäre ich dann wieder bei euch, wonach ich schon lange herzlich verlangt habe.

Ich brauche noch immerfort Duschbäder, und es scheint, daß es hilft. Wenigstens kann ich das Gehen schon viel länger aushalten. Die völlige Besserung soll erst zwischen Martini und Weihnachten erfolgen, wie alle und auch der Hofrat versichern.

Jetzt reisen hier viele ab nach Pymont, nach Eilsen, oder auch nach Hause. Die Vornehmen machen die Runde durch die Bäder. Am Montag kommt der König

von Westphalen nach Hannover; wann er hier her kommt, der Tag ist noch ungewiß.

Dies ist der letzte Brief. Ich hoffe euch alle gesund wieder zu finden. Wäre die Zeit doch erst hin! - Viele Grüße an alle.

Ich bin wie immer deine gute Frau A. D. Kloppenburg.

P. S: Wo willst du einen Wagen her bekommen? Auf unserm grünen halte ich die Reise von Bremen nicht aus, denn ich habe dann schon zwei Tage durch gefahren.“

Bemerkenswert in Philips Brief ist die Erwähnung der Braut mit 15.000 Rth. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser, daß er in seiner Jugendzeit im Gespräch älterer Leute diese gleiche Wendung gehört hat: den Namen der Braut in einem Atemzug mit der Höhe der Mitgift. Unsere Generation rümpft gern die Nase, wenn sie von solchen Heiraten ‚nach dem Gelde‘ hört. Indessen waren damals abgehende Söhne, die eine Pachtung übernehmen wollten, in der Regel auf eine solche Mitgift angewiesen, und selbst Hoferben, die Geschwister auszuzahlen hatten, konnten oft wirtschaftlich nur überleben, wenn ihnen die Frau ausreichend Kapital einbrachte. - Anna Dorothea schreibt, wie schon im vorigen Brief, daß man den König von Westfalen dort erwarte. Keine abfällige Bemerkung über ‚König Lustik‘, diesen Bruder Napoleons. Eine neue Obrigkeit, - was soll's. Und in Oldenburg regiert ja ohnehin noch der gute Herzog Peter. Der Haß auf die Franzosen kam erst in den nächsten Jahren, als auch Oldenburg dem Imperium einverleibt wurde, der Herzog floh, und für den Krieg gegen Rußland Soldaten ausgehoben wurden. -

Ein letztes Wort noch zu der geplanten Rückreise. Für die ersten drei Tage heißen die Stationen Hannover, Nienburg/Hoya und Bremen. Dort hofft Anna Dorothea abgeholt zu werden, nur bitte nicht mit dem ungefederten grünen Ackerwagen. Für diese angenehme Aufgabe schlägt sie die Tochter Lotte mit ihrem Verlobten Claus Eylers vor, ‚die in ihrem Brautstande noch keine Reise unternommen haben‘. Oh anspruchslose gute alte Zeit! Oder war sie etwa gar nicht so gut? Überwogen wohl gar Sorge und Angst vor dem unabwendbaren ‚morgen‘, vor Krankheit und frühem Tod? Zur Beantwortung dieser Frage liefert uns dieser Briefwechsel nur einen Teilaspekt. Er kann nicht mehr sein als ein verstohlener Blick durch den Türspalt auf eine Episode im Leben unserer Voreltern. Philip und Dorothea Kloppenburg mögen uns verzeihen.

Ehrenämter

Zur Zeit dieses Briefwechsels war Jacob Wilhelm Francksen (4) 19 Jahre alt und hatte vermutlich noch keine Verbindung zu den Kloppenburgs, der Familie seiner zukünftigen Frau. Erst drei Jahre später hat er geheiratet. Damit begann für ihn aber nicht allein die Sorge für eine eigene Familie und für die eigene Landwirtschaft. Als begüter-

ter junger Mann und mit einem gesunden Verstand begabt, war er nach den Vorstellungen der damaligen Obrigkeit geradezu prädestiniert für die Übernahme eines der zahlreichen Ehrenämter, auf welche sich die herzogliche Regierung stützte.

Diese Ämter waren nun keineswegs so beliebt, wie sich mancher das heute vorstellen mag, denn sie wurden nicht allein schlecht honoriert, sondern die Kirchspielsvögte, wie auch Deich- und Sielgeschworenen, hatten Mühe, ihre tatsächlichen Auslagen wieder ersetzt zu bekommen, von Ärgernissen, mühevollen Wegen und Zeitversäumnissen ganz zu schweigen. Die rechnungsprüfenden Instanzen waren überaus kleinlich, so daß selbst bei bescheidener Geltendmachung von Unkosten oft noch die Hälfte gestrichen wurde.

Jacob Wilhelms Vater, Theis Wilhelm Francksen (1), war mit mehreren solcher Ämter belastet. Gerade 20jährig, hatte man ihn schon zum Deichjuraten ernannt. Später war er Kirchspielsvogt geworden, und die Franzosen hatten ihn schließlich als Maire eingesetzt. Man wußte also in dieser Familie, was mit solchen Ämtern auf den Inhaber zukam. Unter diesem Aspekt ist Jacob Wilhelms Reaktion zu verstehen, als er im Juli 1814 von seiner Ernennung zum Deich- und Sieljuraten erfuhr.

Als ‚Schmierzettel‘ fand ich zwischen andern Akten nachstehenden unvollständigen Briefentwurf:

„- - p. p. Von Ihnen durch meinen Vater beauftragt, für die Instandsetzung der Brücke über das Sieltief, sowie der Pumpe zu sorgen, untersuchte ich beides und fand . . .

Indem ich also die Ehre habe, Ihnen diesen Kostenanschlag einliegend zu übersenden, bin ich zugleich so frei, Sie zu bitten, mich von der ferneren Instandsetzung und Aufsicht darüber zu dispensieren, und einem anderen dieses Geschäft zu übertragen. Sie werden einsehen, daß ich zu der Bitte begründetes Recht habe, indem nämlich benannte Brücke über eine Stunde von hier entfernt liegt, und auch nähere tüchtige Subjekte (= Untertanen) vorhanden sind. Es wohnt z. B. ohnweit der Brücke ein gewisser Cornelius U., welcher in diesem Sielzuge sein Land liegen hat und deswegen also einer der Hauptinteressenten ist. Auch wohnen Heinrich F. und Johann C., welche Sie beide kennen werden, kaum eine halbe Stunde von der Brücke entfernt.

Auch sehe ich aus Ihrem Briefe, daß man mich als Deich- und Sieljurat ernannt hat. Ich rechne es mir freilich als eine Ehre an, daß man mir Fähigkeiten genug zutraut, diesem in jeder Hinsicht beschwerlichen Amte vorzustehen, allein dennoch muß ich Sie ersuchen, mich mit diesem Amte zu verschonen, indem mein Ruin gewiß damit verbunden sein würde, und ich, wenn man es mir demohngeachtet aufbürdete, würde gezwungen sein, eine Gegend zu verlassen, deren Bewohner nur deswegen ihr Dasein zu haben scheinen, um die Bewohner anderer Gegenden vor einem so gefährlichen und starken Feinde als der Nordsee zu schützen.“

Das war nun wirklich mutig. Es spricht aus diesen Worten der ganze ohnmächtige Zorn der Küstenanrainer, die seit eh und je die ganze Last der Deichunterhaltung allein zu tragen hatten. Der Einspruch Jacob Wilhelms war indessen ohne Erfolg. Er mußte das Amt übernehmen und - es sollte nicht das einzige bleiben.

Aus einem Schreiben des Amtes Burhave vom 29. Mai 1832 ist ersichtlich, daß Jacob Wilhelm sich auch gegen das Amt des Kirchspielsvogtes - und wiederum vergeblich - gesträubt hat:

„Dem Herrn Jacob Wilhelm Francksen zu Ruhwarden wird hierneben Abschrift eines heute hieselbst eingegangenen Rescripts Großherzogl. Regierung vom 26sten d. M. zur Nachricht und mit dem Bemerkten mitgeteilt, daß das Amt hofft, daß der Herr Francksen keine weiteren Schwierigkeiten zur Übernahme der Funktion als Kirchspielsvogt machen, und solchergestalt dem ehrenvollen Zutrauen, welches die Großherzogl. Regierung sowie das Kirchspiel gegen ihn hegt, entsprochen werde. Zur Beeidigung . . . usw.

Amt Burhave - Koltfärber.“

Um jedem Zweifel zu begegnen, es könnte sich hier am Ende doch nur um einen Einzelfall handeln, der allein in der Person des Jacob Wilhelm Fr. begründet sein möchte, will ich noch ein Entlassungsgesuch des Leenert Fr. aus Düke folgen lassen, der das vorhin Gesagte bestätigt und noch unterstreicht:

Düke, 30 Sept. 1809

„Hochgebietende Herren! Da ich seit 9 Jahren als Eckwarder Vogtei-Deichgeschworener und Fedderwarder Sielgeschworener im Amte gestanden habe, zum großen Nachteil meines Hauswesens und Landwirtschaft, indem ich dafür eine sehr geringe Vergütung erhalten, und jetzt, nach der erhaltenen neuen Instruktion seit Mai 1809 mir meine Pflichten noch mühsamer gemacht werden, dafür aber keine höhere Vergütung erhalten soll, so muß ich mir die Freiheit nehmen und Sie, hochgebietende Herren, bitten, mich von diesem sehr zu meinem Nachteil in der Landwirtschaft lästigen Amte frei zu geben, und einen anderen dafür tüchtigen Menschen statt meiner in Eid nehmen zu lassen. Da ich meine Pflichten bis hierzu, so viel mir möglich gewesen ist, getreulich erfüllet habe, wie auch meinen Vorgesetzten bekannt ist, so läßt es mich hoffen, daß Sie meine Bitte geneigt aufnehmen und die Erfüllung derselben genehmigen werden. Ich verharre in der ehrfurchtvollsten Ergebenheit

Dero untertänig gehorsamster Diener Leenert Francksen.“

Goldene Hochzeit und Tod des Vaters

Von Jacob Wilhelms Vater, Theis Wilhelm Francksen (1), ist schon wiederholt die Rede gewesen. Ihm wurde zu einer Zeit, da ungesunde Lebensbedingungen in Butjadingen die Menschen meist schon in der Blüte ihres Daseins dahinrafften, das seltene Glück zuteil, mit seiner zweiten Ehefrau die Goldene Hochzeit feiern zu können. Daß das bei einem Manne, der jahrzehntelang an der Spitze des Gemeinwesens gestanden hatte, zu vielerlei Ehrungen führen mußte, ist verständlich. Entnehmen wir einen Bericht über dieses Ereignis den Oldenburgischen Blättern vom 18. Oktober 1842:

*Abb. 5:
(8) Meend Francksen
(1794-1863),
Hausmann zu Hollwarden,
Kirchspielsvogt von Burhave.*



*Abb. 6:
(14) Auguste Meendsen-Bohlken
geb. Francksen
(1822-1891).*

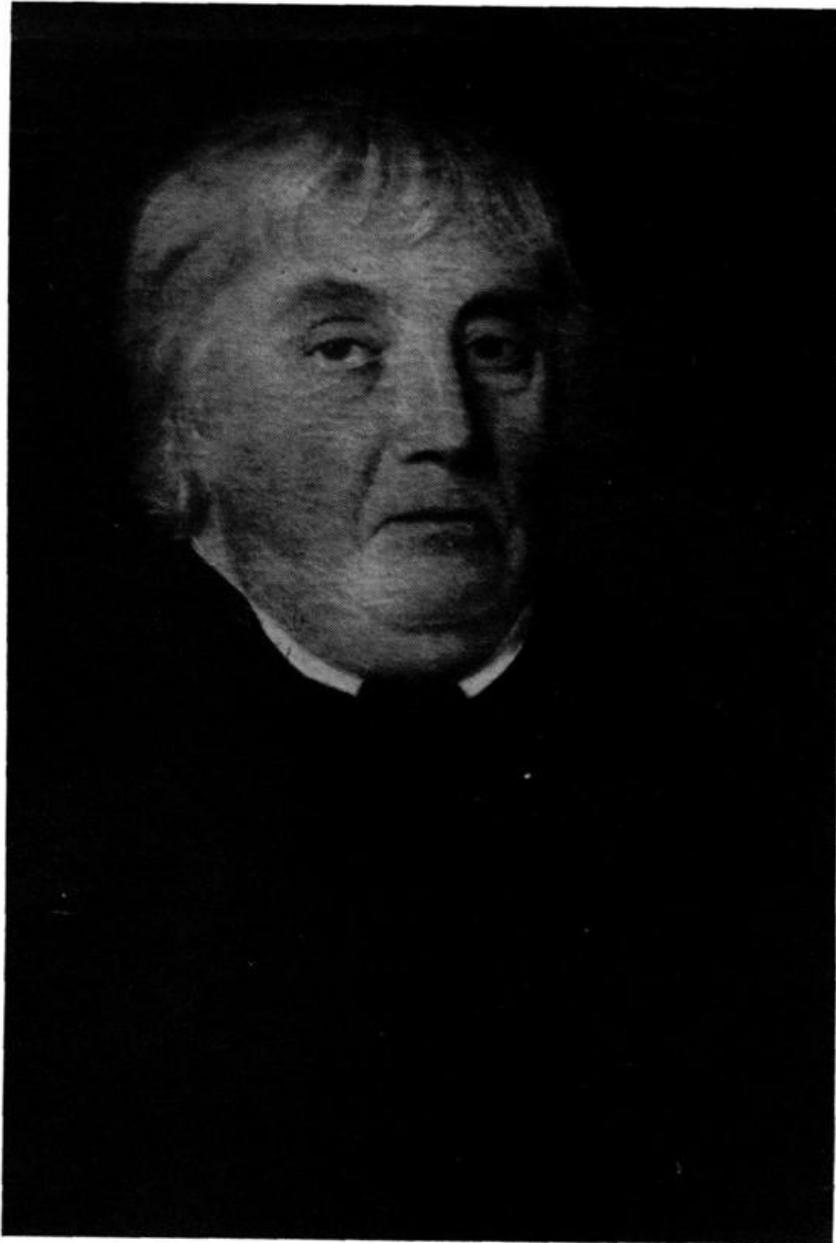
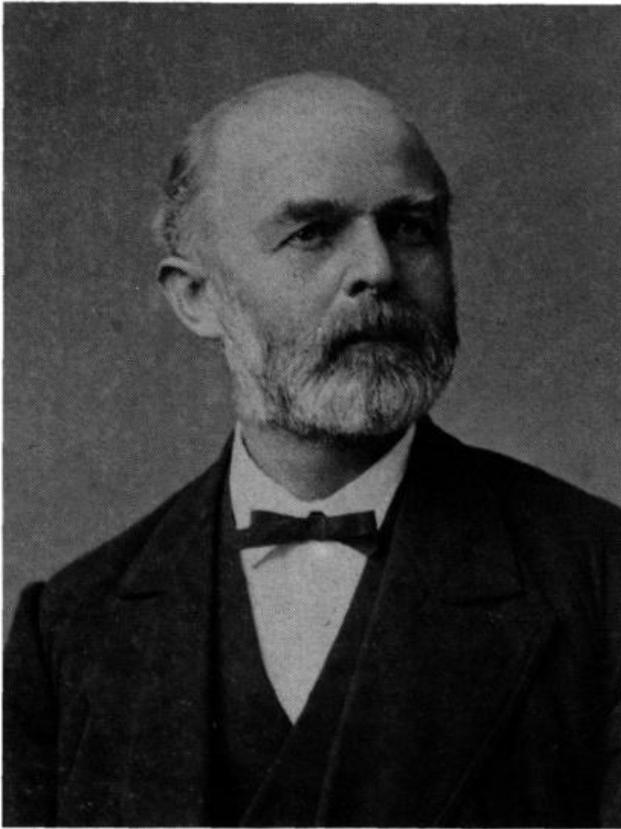


Abb. 7: (1) Theis Wilhelm Francksen (1768-1843), Hausmann zu Ruhwarden, Kirchspielsvogt von Langwarden, Maire.



Abb. 8: Silberpokal, Geschenk des Kirchspiels Langwarden zur Goldenen Hochzeit von Theis Wilh. Francksen und Margar. Cathar. geb. Hercksen, Ruhwarden, am 20. 9. 1842 (Arbeit des Goldschmieds Spille in Oldenburg).



*Abb. 9:
(16) Wilhelm Francksen
(1826-1900),
Hausmann zu Burmeide,
Gemeindevorsteher
von Neuenburg.*



*Abb. 10:
(17) Georg Francksen
(1831-1897),
Hausmann zu Ruhwarden.*

Seltene Feier im Butjadingerlande.

Am 20. September d. J. fand hier in Langwarden eine seltene und schöne Feier statt, die Goldene Hochzeit des durch vernünftige Betreibung der Landwirtschaft, durch rege Betriebsamkeit, und durch die treue Verwaltung fast aller Kirchspiels-, Vogtei- und Communalämter hochverdienten, so wie wegen seiner Rechtlichkeit und Biederkeit allgemein geachteten Hausmanns Theis Wilhelm Francksen zu Ruhwarden und seiner wegen ihres bescheidenen Sinnes, ihrer Häuslichkeit und Herzensgüte so sehr geschätzten fünfzigjährigen Lebensgefährtin Margarete Catharine geb. Hercksen.

Am Morgen des gedachten Tages fand das Jubelpaar von den Enkeln vor der Haustüre eine Ehrenpforte mit hochwehenden Flaggen aufgerichtet, und viele Liebesgeschenke waren ihm von seinen Kindern, Kindeskindern und Freunden dargebracht. Um 11 Uhr erschien Herr Amtmann Mentz und überreichte dem verdienten Greise das allgemeine Ehrenzeichen erster Classe von unserm allverehrten und geliebten Großherzog, der mit all seinen erhabenen Eigenschaften auch die verbindet, daß er wahres Verdienst anerkennt und ehret. Es war ergreifend, wie der sonst so feste Mann von der Rührung überwältigt wurde, daß ihm fast Tränen entfielen, und wer ihn näher kannte, las deutlich den Dank gegen den hohen Geber in seinem Gesichte, gegen unseren August, den besten aller Fürsten.

Unterdes war Pastor Tielke mit sechs der ältesten Einwohner des Kirchspiels und mit zwölf weißgekleideten jungen Mädchen aus allen Schulen eingetreten, um das Jubelpaar zu bewillkommen. Dann überreichte der Kirchspielsbeigeordnete Frels demselben im Namen des Kirchspiels einen silbernen Pokal, schön gearbeitet, auf dessen Deckel landwirtschaftliche Geräte angebracht sind, und der die Inschrift enthält: ‚Dem würdigen Jubelpaare Theis Wilhelm Francksen und Margarete Catharine geb. Hercksen am Tage ihrer goldenen Hochzeit den 20. Sept. 1842 vom Kirchspiele Langwarden‘. Endlich wurden die Gratulationsschreiben, die von allen Seiten, von nah und fern, von den früheren Beamten und zahlreichen Freunden des geachteten Paares eingelaufen waren, abgegeben.

Dem Jubelpaare zu Ehren war am Nachmittage in Langwarden ein Ball veranstaltet, zu welchem dasselbe von dem Kaufmann Brauer und dem Hausmann H. J. Rohde um vier Uhr, wie es von ihm bestimmt worden war, zu Wagen abgeholt ward. An denselben schlossen sich sechzehn andere, besetzt mit festlich gekleideten Damen und Herren, an und der ganze fröhliche Zug gewährte einen freundlichen, in unserm stillen Landleben ungewohnten Anblick. Beim Absteigen wurde das Paar von den zwölf jungen Mädchen empfangen, die demselben Blumen streuten. Etwa 150 Personen nahmen an dem Balle teil und es herrschte eine heitere, so wohltuende Stimmung, daß sie gewiß jedem Teilnehmer in Erinnerung bleibt. Die ganze Feier hat alle Kirchspielsglieder - reich oder arm - in gegenseitiger Liebe zu einander befestiget und in vertrauensvoller Zufriedenheit, auch bei einem dürftigen Broderwerbe, gestärkt. -

Mögen die geschätzten Beiden noch recht lange in unserer Mitte weilen.

Zahlreich sind die aufbewahrten, zu diesem Anlaß geschriebenen Gratulationsschreiben. Dazwischen fand sich ein kleines Gedicht eines ungenannten Verfassers:



Im Oldenburger Lande - hart an der Nordsee Strände,
wo wild die Woge schlägt,
in kräftigen Naturen - der alten Friesen Spuren
der neue Friese trägt:

Es sitzt vom alten Schlage - an seinem Jubeltage
Theis Wilhelm Francksen dort;
er sieht die alten Zeiten - im Geist vorübergleiten
wie ein verhallend Wort.

Der in der Zeiten Gänge - so rühmlich und so lange
dem Staat gedienet hat,
in mancherlei Bezirken - durch immer treues Wirken,
den ehrt durch uns der Staat.

In unserm frohen Kreise - sitzt bei dem Jubelreise
die fromme Jubelbraut.
Still wirkend blieb ihr Sorgen - der Welt beinah verborgen;
doch haben wir's geschaut.

Die Kinder sind erschienen. - Gekommen ist mit ihnen
der Enkel frohe Schar.
Im Auge glänzt die Freude - und alle grüßen beide
ein reich gesegnet Paar.

Aus vollem Herzensdrange - Theis Wilhelm Francksen lange
sollst du uns leben noch.
Auf auf, mit heitrer Miene: - Margrete Catharine
geborne Hercksen, hoch!

Butjadingen, vor allen - muß dir der Gruß gefallen;
du ehrtest Francksen lang.
Es blühen die Geschlechter - der Söhne und der Töchter:
Der Nam' hat guten Klang.

„Lange sollst du uns leben noch“, schrieb der freundliche Dichter, doch gehen solche Wünsche selten in Erfüllung. Kaum ein halbes Jahr später starb Theis Wilhelm Francksen.

In Leichenpredigten wird das Bild Verstorbener gern überhöht und leuchtend gezeichnet. Aber selbst wenn wir entsprechende Abstriche machen, müssen wir uns fragen, ob unsere Zeit noch imstande ist, Persönlichkeiten heranzubilden mit einem Charakter, wie ihn Pastor Tielke in seiner folgenden Grabrede schildert.

Am Sarge des Theis Wilhelm Francksen, gestorben am 2. 2. 1843:

„Der Mann, christliche Trauerversammlung, an dessen Sarg wir nun stehen, hat ein langes, tätiges und glückliches Leben gelebt. Er hat ein Alter, fast 75 Jahre,

erreicht, wie es nur wenigen Sterblichen beschieden ist. Seine Tätigkeit war von seinen frühen Jahren an vielfach in Anspruch genommen. Als Jüngling mag er mit mancherlei Sorgen für sein eigenes ehrenvolles Fortkommen oft genug zu kämpfen gehabt haben, als aber diese durch seine Betriebsamkeit, durch Fleiß, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und eine ihm verliehene hohe Geisteseinsicht hinlänglich beseitigt waren, wurden ihm ununterbrochen solche öffentlichen Ämter anvertraut, die einen rechtschaffenen, tätigen und erfahrenen Mann fordern, und die er stets zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltete, so daß wir sagen dürfen, er habe die Zeit seiner irdischen Wallfahrt auch in dieser Beziehung treu und redlich ausgefüllt.

Er war glücklich zu nennen in religiöser, bürgerlicher und häuslicher Beziehung. In religiöser Hinsicht hatte er sich eine Glaubensansicht angeeignet, bei der er sich völlig beruhigt fühlte und auf die er mit Freudigkeit und Ergebung gestorben ist.

In bürgerlicher Beziehung stand er überall geachtet, geehrt und geliebt bei Hohen und Niederen da. Nicht minder aber - und ganz besonders - war er im häuslichen Leben glücklich. Er lebte im Wohlstande, war fast beständig gesund und auf seine vier Kinder, die Gott ihm gelassen, konnte er mit Stolz und Freude hinsehen.

In seiner Ehe wird keiner das würdige Paar, den wackeren Greis und die nun von ihm verlassene, trauernde, gebeugte Mutter, wie sie beide so liebevoll, so gut nebeneinander wirkten, ohne einige Teilnahme und Rührung gesehen haben. Ja er hatte das seltene Glück, länger als 50 Jahre mit der treuen Lebensgefährtin vereint zu sein, und die allgemeine Anerkennung, die ihm bei der Feier seines 50jährigen Hochzeitstages von allen Seiten gezollt ward, hat gewiß die letzten Wochen und Tage seines Lebens erheitert und verschönt. Sein Sterbebette war kurz, und er war bis an sein Lebensende kräftig an Geist und Körper, so daß er - ein Glück, das so wenigen, die ein hohes Alter erreichen, zuteil wird - sich nicht überlebte.

Wenn nun das allgemeine Gesetz der Natur: ‚Mensch du mußt sterben‘ auch an ihm in Erfüllung gegangen ist, der so lange, so tätig und so glücklich gelebt hat, und ihn aus unserer Mitte nun hinweggenommen hat, warum sind wir denn doch alle so traurig? Warum fühlen wir so tief seinen Verlust? Warum erfüllte heute morgen vor acht Tagen die Kunde, der alte brave Francksen ist nicht mehr, unser aller Herzen mit Wehmut und Schmerz? Warum schlagen wir auch jetzt das Angesicht nieder und halten die Tränen, die unseren Augen unwillkürlich entfließen möchten, kaum zurück? Ja diese allgemeine Teilnahme ist ein sprechender Beweis des Wertes, und wie in diesen Tagen mit Beziehung auf ihn oft das Wort ausgesprochen ward: „Sein Andenken wird lange ein Segen bleiben“, so habe ich kein passenderes an seinem Sarge wählen zu können geglaubt als das, welches wir in den Sprüchen Sal. im 10. Kapitel im 7. Verse lesen, wo die Worte lauten: „Das Gedächtnis des Gerechten bleibt ein Segen.“

Ja, die Erinnerung an ihn wird ein Segen bleiben bei allen seinen Bekannten. Wer ihn nur sah, mußte mit Achtung und hoher Verehrung gegen ihn erfüllt werden. In seinem ganzen Äußeren prägte sich die Biederkeit und Trefflichkeit seines Charakters aus. Sein weißes Haupt erfüllte mit Verehrung. Seine Handlungsweise war



bestimmt, gerade und offen, ohne Falsch und ohne Verstellung. Er war so fern von dünkelfhaftem Stolze gegen Geringe, wie er fern war von eitlem Streben nach der Gunst der Großen. Er wußte was er wollte, und er wollte stets das Vernünftige, das Rechte. Wo er sah, daß jemand vom Wege des Rechten abweichen oder gegen die Vernunft handeln wollte, nahm er keinen Anstand, den Fehlenden ernst, kräftig und mit Nachdruck auf den Weg der Pflicht und des Rechten, des sich Gebührenden, hinzuweisen.

Dies alles, sowie die manchen Ämter, die er bekleidete, machten ihn vielseitig bekannt, und überall, wo man ihn kannte, ward sein Name mit Achtung ausgesprochen. Gab doch erst vor einigen Wochen unser verehrter Fürst den Beweis, wie sehr auch er den verdienten Mann schätze und ehre.

Gewiß ist die Kunde von seinem Tode im Lande überall mit Teilnahme vernommen worden und schon solche, die ihn nur entfernt kannten, werden ihn nach seinem Tode mit Achtung nennen. Mehr indes wird die Erinnerung an den Hinübergegangenen ein Segen bleiben bei seinen Freunden. Wer konnte ihn näher kennenlernen und ihn nicht lieb gewinnen. Wie prägte sich nicht in dem ehrwürdigen weißen Haupte die Biederkeit, Bravheit und Rechtschaffenheit seines Innern aus. Wer konnte ihn ansehen, ohne in tiefster Seele Achtung und hohe Verehrung gegen den würdigen Greis zu empfinden. Wie steht er nicht vor uns, wenn er uns so treuherzig die Hand reichte, wenn er uns mit seinem freundlichen Blicke entgegentrat, wie er so vernünftig, so liebevoll, so gutmütig zu uns redete. Wie gern diente er, wo sein Beistand angebracht erschien; wie manchem kam er mit vernünftigem Rate aus dem reichen Schatze seines hellen Verstandes und seiner langjährigen Erfahrung zu Hilfe. Wie heiter, wie gesellig war er im Umgange, und wer, der ihn näher kannte, hätte nicht heitere, frohe Stunden in seinem Umgange verlebt. Nun ist er uns entronnen, er schlummert im Sarge und unser Auge sieht ihn nicht wieder. Aber sein Andenken bleibt uns, und ehren wollen wir die Erinnerung an ihn, so lange wir auf Erden wallen.

Das Andenken unseres entschlafenen Freundes wird aber auch ein Segen bleiben bei den Seinen. Ist es schon gewöhnlich und natürlich bei den Menschen, daß sie das Andenken der Ihrigen, die der Tod von ihrer Seite genommen hat, treulich bewahren, die Erinnerung an sie hegen, wenn auch die Verstorbenen sich durch nichts Besonderes auszeichneten, um wieviel mehr wird das hier der Fall sein, wo der Entschlummerte so wahrhaft gut und ehrwürdig war. Ja die treue langjährige Lebensgefährtin, die so viele frohe und trübe Tage mit ihm verlebt hat, wird sein Andenken hoch und heilig halten, so lange sie hier auf Erden waltet, bis sie in den Wohnungen der Seligen sich auf ewig wiederum mit ihm vereint. Ehren werden Söhne und Töchter das Angedenken des trefflichen Vaters, und, wenn auch mit stiller Rührung, doch aber auch mit Dank und Freude an den Hinübergegangenen zurückdenken. Segensreich wird für die Enkel die Erinnerung sein, und sie für Wahrheit, Recht und Biederkeit entflammen. Hinweisen werden sie ihre Kinder bis in späte Zeiten auf den Vater, und sein Andenken wird unter ihnen noch Segen wirken, wenn sein Staub längst vermodert und wiederum zur Erde zurückgekehrt ist.



Und so leb denn wohl, teurer Vollendeter! Nimm an deinem Sarge unseren Dank für deine Liebe, für dein treues Wirken, für den Segen, den du hier auf Erden durch regen Fleiß, durch treues Wirken für alles, was edel und gut ist, verbreitet hast. Wir gedenken deiner mit Wehmut, mit Schmerz, doch im Segen. Vergiß auch unser nicht, bis Gottes Stimme gebietet, daß wir dir folgen.

Doch haben wir von ihm Abschied genommen, so wollen wir auch hören, was der Verstorbene auch uns noch zuruft: „Sterbliche Menschen, die ihr seid, war auch ich noch vor wenigen Tagen. Was ich bin, werdet ihr einst werden. Wandelt den Weg der Tugend und des Rechts, daß ihr einst bestehen möget. - Leb wohl, mein geliebtes Langwarden.*) Dank für alle Liebe und Achtung, die du mir erwiesen. Gott segne dich in deinen Kindern, in deinen Söhnen und Töchtern. Sei glücklich, fahre fort, nach dem zu streben, was recht und gut ist. Ihr meine Freunde nahe und fern, lebet wohl. Dank auch für eure Liebe und vergesset meiner nicht. Du treue Lebensgefährtin, lebe wohl. Ich scheid von dir, doch du bist nicht verlassen. Einst haben wir uns wieder. Ihr meine Kinder, ich segne euch mit dem letzten Segen, lebet wohl. Dank euch für so manche Freude, die ihr mir bereitet habt, für eure Liebe, daß ihr wohl gerietet. Bleibt und werdet alle gut und rechtschaffen, tugendhaft und brav.

Amen.“

Die Reise nach Hamburg

An diesem Vater gemessen zu werden, war für Jacob Wilhelm (4) gewiß nicht immer leicht. Schon zehn Jahre vor dessen Tode hatte er sein Amt als Kirchspielsvogt übernommen - nicht ganz freiwillig, wie wir gesehen haben. Daneben war er immer noch als Deich- und Sieljurat tätig. Als solcher arbeitete er zusammen mit dem Deichkondukteur Peters, dem verdienten späteren Oberdeichgräfen. Um bei den Schutzmaßnahmen gegen die See auch Erfahrungen benachbarter und entfernterer Deichverbände einbeziehen zu können, waren von Zeit zu Zeit Besichtigungsreisen nötig, bei welcher Gelegenheit das Nützliche dann gern mit dem Angenehmen verbunden wurde. Über eine solche Reise, welche durch das Land Wursten und Hadeln nach Stade und Hamburg führte, hat uns Jacob Wilhelm Fr. einen Bericht hinterlassen:

„Von einigen hiesigen Landleuten war eine Reise nach dem Lande Hadeln und der jenseitigen, über der Elbe gelegenen Marschgegend beschlossen worden und die Abreise auf den 3. Juli 1843 bestimmt worden. Der Herr Conducteur Peters hatte beschlossen, diese Reise auch mitzumachen, um die dortigen Deich- und Uferbauten in Augenschein zu nehmen, was früher bereits geschehen, wozu er aber jetzt aufs neue beauftragt worden war.

*) Gemeint ist hier nicht das Dorf, sondern das Kirchspiel Langwarden, dem Theis Wilhelm als Vogt vorgestanden hatte.



Die Reise sollte zunächst von Fedderwarden aus mit dem Fährschiff nach Bremerhaven gehen, zu welchem Ende, weil die Flut so paßte, schon des morgens um 4 Uhr von dort abgefahren werden sollte. Es regnete den Morgen ununterbrochen fort, die Luft war ganz bezogen und der Wind stille, und da die Reisegesellschaft auch nicht pünktlich versammelt war, mußte befürchtet werden, daß wir mit der Flut Bremerhaven nicht erreichen würden. So kam es denn auch. Mit vieler Mühe erreichten wir die Tettenser Hörne, woselbst der Schiffer uns aussetzte. Die Reisegesellschaft bestand aus neun Personen.

Wir gingen nun von der Tettenserhörne zu dem Kaufmann und Gastwirt von Lienen in Tettens, welcher uns zwei Wagen besorgte, um damit nach Blexen zu fahren. Der Regen hatte aufgehört, und bald nachdem wir aus dem Schiffe gestiegen, erhob sich ein frischer Wind, der uns, wären wir nur im Schiffe geblieben, für die fernere Fahrt nach Bremerhaven günstig gewesen wäre und uns bald dahin gebracht hätte. Der Regen, die Windstille, und nun das unzeitige Aussteigen aus dem Schiffe waren kleine Mißgeschicke, welche uns schon bis hierher betroffen hatten.

In Blexen bei der Witwe Ehringhaus war man noch nicht aufgestanden, und da ich gleich zu Bohlken und Auguste (=Schwiegersohn und Tochter) gegangen, um denen guten Morgen zu sagen, mich jedoch nicht lange dort aufhielt, so war es noch lange nicht zur Abfahrt in Ordnung, als ich zurückkehrte.

Es waren zwei Wagen für uns bestellt, welche um 7 Uhr in Bremerhaven bereit stehen sollten. Diese waren auch da gewesen, allein, weil wir um sieben nicht eingetroffen waren, nach Bremerlehe zurückgefahren, von wo sie gekommen. Nachdem wir nun erst in Bremerhaven gefrühstückt hatten, ließen wir uns mit einem Omnibus nach Bremerlehe fahren, wo die bestellten Wagen bald zur Weiterfahrt in Bereitschaft waren.

Unsere Fahrt ging nun auf dem kürzesten Weg nach Cuxhaven, also nicht durch die Wurster Marsch, sondern über die Geest. Dieser Weg ist sehr öde und langweilig. Man sieht keinen Baum und keinen Strauch, nur ein unabsehbares Heidefeld. Und auf der ganzen Strecke zwischen Bremerlehe und Altenwalde trifft man nur ein einziges Haus, nämlich das Wirtshaus zum Holsseler Felde. In einer guten Reisegesellschaft verkürzt man sich indes die Zeit durch mancherlei Unterhaltung, welche mitunter durch Späße und Witze gewürzt wird. Ein Teil dieser öden Geest führt den Namen Pferdeweide. Butjadinger Pferde würden aber wohl nicht mit kurzem Heidekraut vorlieb nehmen und dabei gedeihen. Für einen Wettrenner möchte sich eine solche Weide schon eher qualifizieren, da ein zu großer Fettansatz nicht zu befürchten wäre.

Um 4 Uhr nachmittags etwa trafen wir in Cuxhaven im Hotel de Belvédère bei Herrn Dölle an. Da von hier aus sich keine passende Gelegenheit nach dem jenseitigen Elbufer fand, es überdem noch zeitig am Tage war, so beschlossen wir, noch bis Otterndorf zu fahren. Nach eingenommenem Kaffee ging also die Reise weiter durch das Land Hadeln nach Otterndorf. Der Boden in Hadeln ist guter Marschboden. Ackerbau ist dort vorherrschend, und Viehhaltung wird nicht mehr betrieben, als zum Bedarf der Haushaltung erforderlich ist. Das Land liegt in schmalen Streifen von 40-60 Fuß Breite, und oft von bedeutender Länge. Rap-



saat, Weizen, Roggen und Bohnen werden vornehmlich gebaut. Man sieht hier die üppigsten Getreidefelder, und es ergibt einen angenehmen Kontrast, wenn man aus einem Land, wo, soweit das Auge reicht, nur magere Heide zu erblicken ist, nun durch wogende Saat- und reiche Kleefelder kommt, wo außerdem hübsche Höfe mit ihrer Umgebung die Wohlhabenheit der Besitzer anzeigen.

Es war schon dunkel, als wir in Otterndorf ankamen. Im Belvédère zu Cuxhaven war uns der Gasthof zum Wilden Manne bei Herrn Hasselhof empfohlen worden. Ehe wir in unserm Gasthof ankamen, hatten wir zuvor noch ein kleines Abenteuer zu bestehen, indem unsere Fuhrleute beinahe geradezu in ein Schlächterhaus hinein gefahren wären. Bei der Dunkelheit, und da sie hier auch wohl nicht so genau bekannt sein mochten, glaubten sie, daß eine Straße abgehe, in welche sie abbiegen müßten, trafen aber stattdessen die offene Tür des Schlächterhauses. Es gab einen kleinen Auflauf, indes waren die Wagen bald wieder umgewendet, worauf wir denn ohne weiteren Unfall glücklich im Wilden Manne eintrafen.

Otterndorf ist ein kleines Städtchen von etwa 1.800 Einwohnern, an dem Flusse Medem gelegen, hat Tore, und ist mit Wall und Graben umgeben, muß früher also eine Festung gewesen sein. Auf dem Kirchturm ist ein Telegraph, der erste nächst Cuxhaven auf der Telegraphenlinie nach Altona und Hamburg.

In unserm Gasthause fanden wir sehr gute Aufnahme, und an dem Wirte, Herrn Hasselhof, einen unterhaltenden und gefälligen Mann, welcher am andern Morgen, ehe wir abreisten, noch mit uns auf den Wall ging, um von dort die Umgegend von Otterndorf zu übersehen. Herr H. erbot sich, uns bei einigen angesehenen Landwirten in der Nähe einzuführen, nachdem wir geäußert hatten, daß wir gern über die dortige Betreibung der Landwirtschaft uns unterrichten möchten. Unsere Zeit war indessen zu abgemessen, als daß wir von dem freundlichen Anerbieten hätten Gebrauch machen können, indem wir noch am selben Tage bis Stade wollten.

Es war unsere Absicht, durch das Land Kehdingen zu fahren. Man riet uns aber ab, weil die Kleiwege dort wegen gehabten Regens nicht gut sein sollten. Die erste Station war nun Neuhaus an der Aue, ein kleines Flößchen, welches in die Oste fällt. Es ist ein freundlicher, und wegen der Schifffahrt auch erwerbreicher Flecken. Kleinere Seeschiffe können nämlich diesen Ort erreichen. Von Neuhaus ging der Weg ferner durch Marsch, welche indes immer geringer und niedriger wurde. Geversdorf, wo die Fähre über die Oste geht und welche wir hätten benutzen müssen, wenn wir durch Kehdingen hätten reisen wollen, ließen wir links liegen.

Der erste Ort, den man also trifft, ist Cadenberge. Vor C. kamen wir durch niedrige Moorwischen. Jenseits fängt die Geest an und erhebt sich mehr und mehr. Wir trafen hier den dritten Telegraphen. (Der erste ist nämlich in Cuxhaven neben dem Gasthof Belvédère, der zweite auf dem Kirchturm zu Otterndorf, und der dritte hier auf einem hohen Geestpunkt. In der Gegend von Basbeck ist der vierte und bei Stade der fünfte, von wo dann die Telegraphenlinie auf das jenseitige Ufer der Elbe hinüber geht.)

Der Weg ab Cadenberge geht über eine hügeligte und teilweise sehr scharfsandige Geest. Obgleich einsam und langweilig, so hatte er doch manches Interessante für



uns, besonders der Aussicht halber, welche wir über die links des Wegs liegenden Marsch- und Moorgegenden hatten. Die Oste ist bald mehr, bald weniger weit entfernt und viele Ziegeleien liegen an derselben. Bei dem Posthause zu Basbeck ward angehalten, um die Pferde zu füttern und unsere Mittagsmahlzeit einzunehmen, welche natürlich nur aus Butterbrot, Käse, kaltem Schinken, und was denn so gewöhnlich am ersten zur Hand ist, bestehen konnte.

Von Basbeck führte der Weg nach Hechthausen, wo wir mit einem Prahm über die Oste gesetzt wurden, und von da weiter nach Himmelpforten. Mit Ausnahme einer kurzen Strecke bei Himmelpforten ist es noch immer Geest, doch ist es hier gebüschiger und nicht mehr so öde und scharfsandig wie vorher. Überhaupt ist es hier auch bewohnter, und scheint namentlich zu Basbeck und Umgegend, wegen der Nähe der Marsch und der vielen Ziegeleien, Wohlhabenheit zu herrschen.

Von Himmelpforten nach Stade wird der Weg immer öder, und in einem einsam stehenden Wirtshause, wo wir einkehrten um unsern Durst zu löschen, konnten wir nur schlechtes Bier und schlechtes Wasser bekommen. Von der Tageshitze erschöpft, des langen Fahrens müde, mußte man, da nichts die Aufmerksamkeit der Sinne erregte und den Geist in Tätigkeit setzte, wenn auch nicht ganz einschlafen, so doch in einen schlafähnlichen Zustand verfallen, woraus wir uns erst wieder erhellten, als wir Stade näher kamen, die Gegend lebendiger wurde und sich verschönerte.

Es war bei 7 Uhr n. m., als wir in Stade ankamen, wo wir im Gasthofs Stadt Lüneburg einkehrten und logierten. Es war von einigen unserer Gesellschaft beabsichtigt worden, von hier nach Glückstadt über die Elbe zu gehen. Da sich indes für den Augenblick keine günstige Gelegenheit zur Elbüberfahrt fand, so ward die gemeinschaftliche Reise nach Hamburg mit dem am nächsten Morgen um 7 Uhr fahrenden Dampfboote beschlossen. Nachdem wir uns also durch Kaffee erquickt hatten, gingen wir aus, um den Ort und die Gegend zu besehen, besonders die zu Brunshausen, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde von Stade, von einem Engländer etablierte großartige Ziegelei, wo die Ziegel durch Maschinen verfertigt werden. Brunshausen liegt am Ausfluß der Schwinge, einem kleinen Fluß, der von Bremervörde herunter kommt, durch Stade geht und hier in die Elbe fällt. Eine kurze Beschreibung der Ziegelei-Anstalt und seines Betriebes durch den Herrn Condukteur Peters ist diesem Bericht angefügt.

Stade ist eine Stadt von 5.500 Einwohnern, der Sitz mehrerer Collegien, hat ein Waisenhaus, ein Gymnasium, ein Werk- und Arbeitshaus und Strafanstalt. Wegen der günstigen Lage werden auch Handel, Schiffahrt, Schiffsbau, Walfisch- und Heringsfang betrieben. Auch Gewerbstätigkeit fehlt nicht. Früher ist die Stadt befestigt gewesen.

So interessant eine Reise durch das sogenannte Alte Land auch gewesen wäre, so mußten wir doch die viel schnellere, bequemere und auch wohlfeilere Gelegenheit nach Hamburg mit dem Stader Dampfboot vorziehen. Um 7 Uhr fuhr das Dampfboot ab, und da der Anlegeplatz zu Brunshausen, also von Stade noch ziemlich entfernt liegt, so fahren mehrere Omnibusse zur Zeit der Abfahrt und Ankunft des Dampfboots nach dem Anlegeplatz, um die Passagiere dahin zu bringen oder abzuholen. Unser Wirt oder vielmehr Wirtin - indem die Besitzerin des



Gasthofes Witwe war, ein erwachsener Sohn jedoch die Wirtschaft mit führte - hatte auch einen Omnibus, welcher uns denn zur gehörigen Zeit hinfuhr.

Die Deiche vor dem Alten Land, welche teilweise der Strömung sehr ausgesetzt sind, hatten wir jetzt nur Gelegenheit aus einiger Ferne in Augenschein zu nehmen. Wir sahen, daß zur Bedeckung der eingefüllten Erde Reith und Busch benutzt, auch Ziegelsteinbruch, wahrscheinlich von der Ziegelei zu Brunshausen, eingestampft wurde.

Daß die Schifffahrt auf der Elbe lebendiger ist als auf der Weser, läßt sich wohl schließen, und so ist es auch. Alle Augenblick begegneten wir Seeschiffen, die teils einkamen und von unserm Dampfschiffe eingeholt wurden, teils aber auch ausgingen. Eine interessante Ansicht gibt Blankenese und die ganze Uferstrecke von dort nach Altona. Auf dem hohen, hügelichten und steilen Sandufer stehen die Häuser, von kaum über dem Wasserstande der Elbe bis hinauf auf die größte Höhe bunt durcheinander und mit kleinen Gärten umgeben. Es scheint, als wären die Häuser wie Schwalbennester an die steile Anhöhe geklebt. Hübsche Landhäuser zeigen sich, so wie man weiter nach Hamburg kommt, immer mehr. Nahe bei Altona sieht man Ottensen, woselbst das Grab Klopstocks.

Das Leben und Treiben der Schiffe auf der Elbe ward jetzt immer bunter, bis wir unsern Landungsplatz erreicht hatten. Wir landeten in der Vorstadt St. Pauli, vor dem Millerntore zwischen Hamburg und Altona. Droschken standen bereit, um die Passagiere nach den verschiedenen Stadtteilen Hamburgs und Altonas zu fahren. Da wir, obgleich nur mit unsern Mänteln beladen, nicht Lust hatten, durch die Stadt zu gehen, und unser Quartier im Deutschen oder Hannoverschen Hause in der Kohlhöfen Straße aufzusuchen, wohin wir von unserm Wirt in Stade gewiesen worden waren, so nahmen wir zwei Droschken, welche uns hinfuhren. Es war bei 10 Uhr, als wir ankamen und schon sehr heiß. Nachdem wir uns in unserem Quartier etwas erquickt und erfrischt, auch unsere Toilette etwas gemacht hatten, gingen wir aus, um vor Mittag uns noch etwas umzusehen, insbesondere um den Brandschauplatz in Augenschein zu nehmen. An manchen Stellen war der Schutt schon wieder weggeräumt und ward gebauet oder war schon gebauet. Die St. Nicolai- und die St. Petri-Kirchen waren auch abgebrannt und lag der Schutt größtenteils noch auf der Brandstelle. Die unteren Teile des alten starken Gemäuers standen noch. Die neue Börse war stehen geblieben, obgleich dieselbe von Flammen umzüngelt und beleckt worden war. Ein Drittel Hamburgs war durch jenen furchtbaren Brand, welcher in der Deichstraße, unweit des Binnenhafens an der Elbe angegangen, in einen Schutthaufen verwandelt worden. Durch das Schwenken des Windes zwischen Westen und Süden hatte sich das Feuer immer mehr links und rechts ausgebreitet, bis an den Jungfernstieg und zum Steintor. Die Zeit war uns zu kurz, um die ganze Brandstätte speciell in Augenschein nehmen zu können, allein wir sahen genug, um uns ein Bild von der ganzen Zerstörung im Geiste vorstellen zu können. Nachdem wir uns in einem Pavillon an der Alster, weil es sehr heiß war, mit Eis erfrischt hatten, kehrten wir denn auch nach unserm Quartier zurück, da es überdem hoch Mittag war.

Da noch keiner von der Reisegesellschaft auf der Eisenbahn gefahren war, so wurde beschlossen, des nachmittags die Fahrt nach Bergedorf mit dem Dampf-



zuge zu machen. Die Eisenbahn geht jetzt nur erst bis Bergedorf, soll aber nächstens nach Berlin fortgesetzt werden. - Der Bahnhof ist vor dem Steintor, also von unserm Quartier ziemlich entfernt, weshalb wir uns zwei Droschken hatten bestellen lassen. Wir kamen zeitig genug, um uns vorher noch etwas umsehen zu können. Bergedorf ist von Hamburg etwa $1\frac{3}{4}$ deutsche Meilen entfernt. Diese machten wir hin in 20 Minuten, und zurück, nachdem wir in einem Pavillon zu Bergedorf Kaffee getrunken hatten, in 22 Minuten.

Wir promenierten, nachdem wir zurück waren, etwas auf dem Wall, beratend, was für die übrige Zeit denn angefangen werden sollte. Da es sehr heiß war, so hatten wir nicht Lust, uns in der Stadt noch mehr umzusehen, und ward deshalb beschlossen, in einem Elb-Pavillon vor dem Millernthore, wo man eine schöne Aussicht auf die Elbe hat, die frische Luft zu genießen und uns daselbst zu restaurieren. Dahin zu gehen, war aber der Weg zu weit, weshalb wir dann beschlossen, einen Mietwagen zu nehmen, die allenthalben, zum Fahren bereit, halten. Ehe wir uns nach einem Pavillon begaben, spazierten wir noch etwas herum, besuchten auch eben Altona, worauf wir uns nach einem Pavillon nahe vor dem Millernthore zurückbegaben. Es war hier für den Abend, welcher schon im Anrücken war, eine musikalische Abendunterhaltung angesagt, wofür ein kleines Entrée gezahlt werden mußte. Das Musikchor bestand aus etwa 40 Personen, und obgleich wir alle eben keine großen Musikkenner waren, so wurden wir doch sehr dadurch erbaут und fanden eine interessante Unterhaltung bei einem Glase Wein, und, wegen der Tageshitze, daneben Selterswasser, während der Tag sich zum Ende neigte. Wir begaben uns nun nach unserm Quartier, nahmen Abendbrot und legten uns dann, nachdem wir in der Abendkühle noch einen kleinen Spaziergang gemacht hatten, zu Bette. Es war nämlich beschlossen, daß wir am folgenden Morgen früh mit dem nach der Badeinsel Helgoland fahrenden Dampfschiffe abreisen wollten, dann in Glückstadt oder Brunsbüttel abgehen, uns die Dithmarschen und namentlich die dortigen Deich- und Uferwerke etwas besehen, und dann nach Cuxhaven überzusetzen.

Die Reise sollte eigentlich von Glückstadt durch die Wilstermarsch usw. gehen, allein da der größere Teil der Reisegesellschaft sich wieder nach Hause sehnte, so ward davon abgestanden, und fuhren wir mit dem Dampfschiff weiter hinunter bis nach Brunsbüttel, oder vielmehr dem dortigen Hafen oder Siel, von wo ein Boot kam und die Reisenden, welche dort vom Dampfschiff abgehen wollten, abholten. Wir ließen uns nun unser Mittagsbrot geben, welches wie gewöhnlich aus kalter Küche, nämlich Brot mit Butter usw. bestand, während dessen der Wirt dafür sorgte, daß zwei Wagen, worum wir ihn ersucht hatten, bestellt und fertig gemacht wurden.

Wir fuhren nun den Deich entlang, um die dortigen Deiche und Uferwerke in Augenschein zu nehmen. Da teilweise daran gearbeitet wurde, sahen wir uns auch die Arbeiten an, und zwar bis dahin, wo der Elbstrom sich mehr vom Deiche entfernt, das Watt länger und höher wird, und hierdurch die Deiche und Ufer mehr Schutz gegen den Wellenschlag erhalten, wozu auch noch die Richtung derselben kommt, indem sie nicht mehr den bösen West- und Nordwestwinden ausgesetzt sind, und wo sich Anwächse, hier Koog genannt, bilden oder gebildet haben.



Wir fuhren hierauf durchs Land zurück, hatten aber leider nicht Zeit genug, uns hier etwas mehr umzusehen und über die dortige Wirtschaftsweise nähere Erkundigungen einzuziehen, da wir mit eintretender Ebbe, gegen 7 Uhr abends, noch nach Cuxhaven übersetzen wollten. Da der Wind ganz stille war, so ging die Überfahrt nach Cuxhaven sehr langsam, und da im Westen ein Gewitter aufzog, so mußten wir auch noch befürchten, daß wir solches auf der Elbe, in einem offenen Schiffe, würden aushalten müssen. Glücklicherweise aber kam von dem Gewitter nichts, obgleich die Luft ganz bezogen war. Dasselbe mußte sich weiter westlich entladen haben. Es blieb ruhig, und wir trieben mit der Ebbe langsam nach Cuxhaven hinunter, während die Gesellschaft schlief und selbst der Fährmann nicht ganz wach war. Nur vor dem Hafen hätten wir noch leicht Malheur haben können, indem nämlich das Steuerruder hinter eine Kette hakte, welche hier lag, wo die Strömung stark ist. Indes kamen wir glücklich darüber hinweg.

Es war 12 Uhr nachts, als wir in Cuxhaven im Hotel Belvédère ankamen. Wir hatten Hunger und Durst, allein da es spät, und so schnell nichts anderes zu haben war, so mußten wir uns mit Bier und Butterbrot begnügen. Der Kondukteur ging hierauf noch mit einigen fort, um die Deiche und Uferwerke auf der Strecke nach der Kugelbaake in Augenschein zu nehmen, wir andern legten uns zu Bette. Da die andern Zimmer besetzt waren, so fanden wir nur ein Unterkommen in den oberen Dachzimmern, wo es fürchterlich heiß, und an einen ruhigen Schlaf also nicht zu denken war.

Am folgenden Tage fanden wir Gelegenheit, mit zwei Kutschen, welche Reisende nach Cuxhaven gebracht hatten, nach Bremerhaven zurückzufahren, von wo wir uns dann mit eintretender Ebbe mit einem Boote nach Fedderwarden bringen ließen, wo wir des abends bei 9 Uhr ankamen. Hier trennte sich nun die Gesellschaft, indem jeder dem heimatlichen Herde zueilte.

J. W. Francksen.“

Aus diesem Bericht spricht unverkennbar der Marschbauer, dessen Auge andere Gegenden allein an der Fruchtbarkeit seines eigenen heimatlichen Bodens mißt. Die Schönheit einsamer Heidelandschaften war zu jener Zeit sowieso ‚noch nicht entdeckt‘. Die Heide kam erst zu Ehren, als kaum noch etwas davon geblieben war.

Wenn J. W. schreibt: ‚Die Luft war bezogen‘, so meint er damit den Wetterhimmel. Noch heute sprechen ältere Leute in Butjadingen von ‚hooge holsteen’sche Luft‘, wenn eine Schönwetterlage mit Ostströmung gemeint ist.

Bei der mehrmals erwähnten Telegrafienlinie handelte es sich um den ersten, optischen Telegrafen, dessen Stationen in Sichtweite zu einander erbaut worden waren. Schon wenige Jahre später mußte diese Einrichtung dem elektromagnetischen Telegrafen weichen.

An der Elbe angekommen, hat das nahe Hamburg unsere Reisenden unwiderstehlich angezogen. Das kürzliche große Brandunglück war eine Sensation gewesen. Zur Behebung der ersten Not hatten auch im Oldenburgischen Sammlungen stattgefunden. Die Gelegenheit, das Trümmerfeld gesehen zu haben, durfte man sich nicht entgehen lassen, wenn auch der eigentliche Zweck der Reise, die Besichtigung der Uferbefestigungen, dadurch etwas ins Hintertreffen geriet. Wir sehen die Herren am Fenster des

Eisenbahnabteils die Uhr an der goldenen Kette aus der Westentasche ziehen und die Zeit nehmen. 20 Minuten für die 1³/₄ Meilen von Hamburg bis Bergedorf. Das sind fast 50 km/ std. Donnerwetter!

Immer der Alkohol

Als Kirchspielsvogt wird Jacob Wilhelm Fr. sich auch um solche Gemeindemitglieder gekümmert haben, die durch Unglücksfälle - seien diese nun verschuldet oder unverschuldet - in Not geraten waren. Das jedenfalls dürfte die Ursache sein, weshalb sich zwischen andern alten Akten der nachstehende Brief eines Strafgefangenen aus der Anstalt in Vechta an seine Frau in der Gemeinde Langwarden vorfand.

Vechta, den 26. Okt. 1845

„Liebe, meine innigstgeliebte Frau und Kinder!

Mit Vergnügen, liebe Frau, habe ich aus deinem Brief vom 14. d. M. vernommen, daß du und unsere lieben Kinder noch gesund und munter seid. Auch ich, meine Liebe, bin Gott sei Dank gesund und meinem Zustand angemessen wohlzufrieden.

Du schreibst, meine liebe Frau, daß unsere Tochter Anna zu Anton C. (in Stellung) kommt. Das ist mir sehr angenehm, nicht aber, daß unser Sohn Wilhelm bei J. A. nicht bleibt, indem er dort gut gepflegt wird, und ich wünsche deshalb besonders, daß deine Hoffnung in Erfüllung gehen möchte, und unser Reinhard wieder dorthin käme. So gut als möglich ist, meine liebe Frau, sieh zu, daß Wilhelm zu guten Leuten kommt, welche ihm nicht über seine Kräfte Arbeit auferlegen. Und wenn er dann auch einen Taler weniger verdient, so ist es doch besser, als wenn er durch allzu schwere Arbeit seine Gesundheit verliert.

Um so wenig als irgend möglich neue Schulden zu machen, kannst du wohl, wenn du es auch für gut findest, meine alten Kleider zur Bekleidung unserer Kinder benutzen. Da aber die Kartoffeln nicht gut geraten sind und es dir deshalb an Schweinefutter gebricht, so sähe ich es gern, wenn du es mit dem Herrn B. oder sonst einem geschickten Mann überlegtest, wie du diesem Bedürfnis am besten abhelfen und ersetzen kannst. Denn ich wollte so gern, daß wir unser Haus und Land doch behalten können und deshalb nicht mit mehr Schulden belegt werden möchten. Die Regierung ist auch so gütig gegen uns, daß sie mit der Bezahlung der Kosten so lange warten will, bis ich die Freiheit wieder erlangt habe.

Gerne, meine liebe Frau, bin ich damit zufrieden, wenn du die Witwe M. zur Heuer (= Miete) bei dir wohnen läßt. Nur darum bitte ich aber, daß ihr in Eintracht und Freundschaft zusammen leben möchtet und daß du sie solange zu dir in ein Zimmer nimmst, bis ich wieder nach Hause komme, was doch hoffentlich gegen den Herbst geschehen wird, wo ich alsdann die kleine Stube mit einem Ofen für sie zurecht machen lassen will.



J a h r e s b e r i c h t

des

Central-Vorstandes

an

**die General-Versammlung der Oldenburgischen
Mäßigkeits-Gesellschaften.**

(Erstattet zu Rastede am 20. Juni 1844.)

Durch Beschluß der vorigjährigen General-Versammlung ward der Oldenburgische Vorstand wiederum zum Central-Vorstand sämtlicher Vereine des Herzogthums bestimmt und ihm als solchem die Leitung unserer gemeinsamen Angelegenheiten übertragen. In der heutigen Versammlung hat er nun Bericht über seine Führung und über den Fortgang der Mäßigkeitsache zunächst in unserm Lande zu erstatten.

Mehr oder weniger wird es Ihnen schon bekannt sein, welcher außerordentlicher Erfolge wir uns in dem verflossenen Jahre zu erfreuen gehabt haben und wie das von uns gegen den Verderben bringenden Branntwein-Genuß ergriffene Mittel: freier Vereinigung zur Verdrängung desselben, durch Belehrung über seine Schädlichkeit und so durch Begründung einer neuen Sitte mehr als bisher Anerkennung fand, unterstützt und angewandt ward.

Seit unserer vorigjährigen Versammlung, wo wir 37 Vereine im Lande zählten, zu deren Bildung 6 Jahre erforderlich waren, sind 27 neue Vereine entstanden, und (da der neugegründete Zeteler

3

Abb. 11: Seite 33 aus der 48seitigen Broschüre „Die Vereine gegen den Branntwein im Herzogthum Oldenburg“, Oldenburg (Stalling) 1844.

Du wünschest zu wissen, meine Liebe, womit ich mich jetzt beschäftige. Das ist fast nichts als Landarbeit, und ich bin seit dem 31. März immer in der freien Luft gewesen. Auch habe ich wohl vier Wochen in einem Busch Holz gefällt oder gehauen.

Auch tue ich dir zu wissen, daß ich mit dem hiesigen Herrn Pastor Langreuter wegen der Abkürzung meines Hierseins gesprochen habe, und hat er mir die Versicherung gegeben, daß ich wegen meiner jetzigen Aufführung ein günstiges Zeugnis erhalten könnte. Ich lebe daher in der angenehmen Hoffnung, daß ich die Freiheit bald erhalten werde, wenn nämlich ein gutes Zeugnis für mich nach der Regierung geschickt wird. Wenn du mir nun mal wieder schreibst, so berichte auch zugleich, wo unser Rind und die drei Schafe geblieben sind.

Übrigens, meine Liebe, versichere ich dir, daß ich standhaft auf dem Tugendwege bis zu meinem Tod bleiben und dir auch gewiß ferner das Leben so süß und angenehm machen will, als nur irgend möglich ist. Und glaube mir sicherlich, meine Liebe, daß ich schon viele Tränen darüber vergossen habe, daß ich um meiner Sünden wegen von dir und unsern Kindern habe weggenommen werden müssen. Ich will mich daher auch unbedingt der Mäßigkeits-Gesellschaft anschließen und keinen Genever wieder an meinen Mund nehmen.

Und nun meine liebe Frau und Kinder, so lebet wohl, sehr recht wohl! Euer Euch liebender und reuevoller Vater Joh. Diedr. B.“

Außer einigen grammatikalischen Richtigstellungen habe ich an diesem Brief kaum Änderungen vorgenommen. Wir haben es also mit einem vernünftigen und durchaus nicht ungebildeten Menschen zu tun. Was mag sein Vergehen gewesen sein, das er jetzt so tief bereut. Alkohol war jedenfalls im Spiele, eine Verführung, die damals nicht geringer war als heute. Die örtlichen, sogenannten Mäßigkeits-Vereine hatten sich 1838 zum ‚Verein gegen den Branntwein im Herzogthum Oldenburg‘ zusammen getan, doch mußte ihr Kampf gegen einen Stoff, der im kalten Norden so etwas wie ‚Volksmedizin‘ war, wohl aussichtslos bleiben.

Lippische Ziegelleute

Im Jahre 1841 ließ Jacob Wilhelm Fr. eine neue Scheune neben seinem Hofgebäude errichten. Dazu mußte beizeiten in Verhandlung getreten werden mit den Lieferanten der Baumaterialien. Wer es sich leisten konnte, holte seine Backsteine nicht gern von den Butjadinger Ziegeleien, da der Ton im Einflußbereich des Salzwassers oft salpeterhaltig war. Lieber ließ man sich die frachtbedingt etwas teureren Steine aus der Friesischen Wehde oder von ‚guntsiet‘ aus dem Geestgebiet heranfahren. Aber auch an der Weser, von Rodenkirchen aufwärts, wurden brauchbare Ziegel gebrannt.

Hier betrieb in Klippkanne bei Brake Claus Eylers eine Ziegelei. Als Bräutigam von Lotte Kloppenburg lernten wir ihn schon in den ‚Nenndorfer Briefen‘ kennen. Es war denn auch vielleicht diese verwandtschaftliche Beziehung, die dazu führte, daß Jacob Wilhelm seine Steine bei Eylers bestellte.

Ziegelbrennen war eine Saisonarbeit, die in unserm Gebiet über das ganze 19. Jahrhundert hinweg von Wanderarbeitern aus dem Lippischen verrichtet wurde. Dies zum Verständnis des folgenden Schreibens:

Klippkanne 1841 Januar 27

„Lieber Herr Vetter, Ihren Brief wegen der Steine habe ich zwar etwas verspätet erhalten, aber demohngeachtet sollen Sie die Steine accordmäßig haben. Allein ich bin sehr besorgt wegen des unglücklichen Eis- und Wasserstandes im nördlichen und mittleren Deutschland. Ich habe am 18. d. M. Briefe nach dem Lippischen an meine Ziegelleute gesandt, höre aber, daß die Post nirgends durchkäme, und man hört von dort nichts anderes als von Unglück und Wassersnot. Wenn daher meine Ziegelleute sich alle vielleicht versoffen haben, so kann ich natürlich keine Steine liefern, indes wird es wohl so schlimm nicht werden.

Ich grüße Sie und Ihre werte Familie

C. Eylers.“

Neben diesem Bescheid des Ziegellieferanten, den man wohl nicht allzu ernst nehmen sollte, liegt noch ein Schreiben des Kaufmanns Brauer aus Fedderwardsiel vor, wo Jacob Wilhelm Fr. wegen Holz angefragt hatte. Darin heißt es auszugsweise:

„ . . . In Betreff der benötigten Stücke schierer feindrahtigen oberländischen Holzes kann ich mich zu dessen Lieferung nicht eher anheischig machen, bis meine Holzflösse, die ich mit dem ersten günstigen Wetter erwarte, herunter sind; es sei denn, daß Sie es mit einigen Östen so genau nicht nehmen wollten, in welchem Falle Ihr Zimmermann vielleicht ein passendes Stück Rundholz dazu heraussuchen könnte. - Die Verzögerung der Zufuhren des oberländischen Holzes durch den fortwährenden hohen Wasserstand setzt mich in solche Verlegenheit, daß ich genötigt bin, mir für den Augenblick durch Freunde aushelfen zu lassen . . .“

Hier finden wir die Bestätigung, daß der größte Teil des hiesigen Bedarfs an Bauholz um jene Zeit aus dem Oberwesergebiet geliefert wurde. ‚Mündische Dielen‘ (= Herkunft Hannov. Münden) waren damals ein feststehender Begriff. Von dort wurde das Holz stromabwärts geflößt zu den Sägereien an der Unterweser und sogar, wie hier zu ersehen ist, bis Fedderwardsiel.

Butjadinger Wege- und Reiseverhältnisse

Die verkehrsmäßige Erschließung Butjadingens in der Zeit zwischen 1850 und 1900 stellt für das Land eine beispiellose Entwicklungsphase dar. 1852 wurde die erste Straße von Oldenburg nach Brake fertiggestellt, von dort weiterführend 1861 endlich



Fedderwardersiel erreicht. Mit welchen Schwierigkeiten man in der Butjadinger Marsch bis dahin zu kämpfen hatte, was für Nebenstrecken noch auf lange Zeit Gültigkeit behalten sollte, mögen nachstehende Briefe bzw. Briefausschnitte verdeutlichen. Im Frühjahr 1853 war Jacob Wilhelms Frau Rebecke (5) von Ruhwarden aus zu ihrer ältesten Tochter Auguste, verheiratete Bohlken, nach Blexen gereist, um diese im Wochenbett zu pflegen. Unter dem 2. Mai 1853 schrieb sie von dort an ihren Mann:

„Lieber Francksen, (auch sie bedient sich noch dieser allmählich unmodern werden- den Anrede) . . . Wie versprochen, werde ich künftigen Sonnabend wieder nach Hause kommen. Die Wege sollen äußerst schlecht sein; ich muß daher meine Rückreise wohl über Bremerhaven machen. Du bist wohl so gut und läßt mich von Fedderwardersiel abholen, . . .

Rebecke.“

Um den schlechten, ca. 15 km langen Landweg zu meiden, wollte Rebecke sich also zunächst von Blexen aus über die Weser setzen lassen, um dann mit einem andern Fährschiff von Bremerhaven nach Fedderwardersiel zu segeln. Für die letzte Strecke mußte dann allerdings noch angespannt werden.

Das Beispiel zeigt, daß unsere Marschwege nach heftigen Regenfällen so gut wie unpassierbar für Pferdewagen wurden. Selbst Fußgänger wichen dann gern auf den hoch und trocken liegenden Deich aus. Rebecke jedoch zog den Umweg über die Weser vor, denn sie war zu dieser Zeit bereits 63 Jahre alt. Für jüngere Leute waren solche - und selbst viel weitere - Fußwege nichts Ungewöhnliches. Als Beispiel dafür mag ein Bericht dienen, den Jacob Wilhelms Enkel Wilhelm (29) aus Tossenser Altendeich im Jahre 1862 an seinen Großvater nach Oldenburg sandte. Wilhelm, 16 Jahre alt, besuchte zu dieser Zeit die Ackerbauschule in Neuenburg.

Tossenser Altendeich 1862 Dez. 31

„Lieber Großvater! Zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre. Mögest Du es noch oft gesund und froh wieder feiern.

Du wirst meinen Brief vom 18ten dieses Monats wohl erhalten haben. Ich habe darin ganz vergessen Dir zu schreiben, daß ich die Festtage zu Hause verbringen würde; wir haben jetzt nämlich Ferien. Am 20ten d. M., Sonnabend vor Weihnachten, sind wir, W. Oetken, Hespe aus Abbehausen, Knabbe aus Mayhausen und ich von Neuenburg weggereist. Bis Varel hat Müller Theilen uns auf seinem Wagen unentgeltlich hingebracht. Um 6½ Uhr morgens fuhren wir aus Neuenburg und kamen gegen 8½ in Varel an. Hier blieben wir bis 11 Uhr, weil wir dort noch einige Geschäfte zu verrichten hatten.

Von Varel aus mußten wir nun zu Fuß weiter. Als wir von Neuenburg weggefahren waren, hatten wir erst einige Schneeschauer und nachher ein förmliches Gewitter gehabt. In Varel hatte die Luft sich etwas aufgehellt, so daß wir glaubten, den Tag über auf gut Wetter hoffen zu dürfen. Aber wir hatten uns sehr getäuscht, denn wir waren kaum bei Wapelersiel, als das Unwetter - so darf ich es wohl nennen - wieder losbrach. Der Wind hatte das Wasser bis zwei Drittel am Deich in die Höhe getrieben, doch fiel das Wasser bereits wieder, als wir dort ankamen. Auf dem Deiche konnten wir vor Wind, und unten an der Innenseite konnten wir vor Schmutz nicht gehen. Also mußten wir uns entschließen, auf der schrägen Außen-

seite des Deiches zu gehen. In der Schweiburger Mühle ruhten wir etwa eine halbe Stunde aus und wanderten dann weiter, immer auf der äußeren Dossierung des Deiches. Als wir beim Moordeich ankamen, trennten sich Hesper und Knabbe von uns und wir beiden gingen weiter dem neuen Stollhammer Deiche nach, noch immer an der Außenseite, aber doch wenigstens nicht mehr auf der Dossierung, sondern auf dem flachen Groden. Da war es aber auch ein schlechtes Gehen, denn bei jedem Schritt sanken wir bis an die Knöchel in den Dreck. Zuletzt konnten wir an der Innenseite des Deiches auf gutem grünem Wege gehen und waren da natürlich auch mehr gegen Regen und Wind geschützt. Als wir den neuen Deich beinahe zu Ende waren, gingen wir quer durch den Augustgroden nach dem Wirtshause, was da am alten Deiche steht und ruhten uns dort für 5 Minuten aus. Hier erreichten wir den Steinpfad. Es war gegen Dunkelwerden, als wir weitermarschierten nach Seeverns. Der Weg bei der Pumpe war auf eine Strecke von einigen Minuten ganz unter Wasser, und wir mußten bis ans Knie durchs Wasser waten. Schaden konnte es uns ja nicht mehr, denn wir hatten fast keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Am Ende kamen wir gegen 6½ Uhr zu Hause an. Die Tour ist mir jedoch ganz gut bekommen und bin ich jetzt ganz wohl, was Du hoffentlich auch sein wirst. Nächsten Sonntag muß ich wieder nach Neuenburg. Sei nochmals herzlich gratuliert von

Deinem Enkel Wilhelm Francksen.“

Zu dieser Zeit wohnte Jacob Wilhelm Fr. nun schon sechs Jahre in Oldenburg. Wir wollen noch einmal zurückblättern zu einem Briefe, den der jüngste Sohn und Hoffolger Georg (17) an seine Eltern schrieb, als diese in den ersten Maitagen des Jahres 1856 in die ferne Residenzstadt abgereist waren.

Wie aus dem Briefe zu entnehmen ist, hatten die Gespanne mehrerer Söhne, Schwiegersöhne und Nachbarn den Scheidenden das Geleit gegeben und geholfen, den Umzug zu bewerkstelligen. Ab Ovelgönne konnte nun schon die neue Chaussee benutzt werden, die 1852 Brake erreicht hatte.

Ruhwarden 1856. Mai 12

„Liebe Eltern! Das Verlangen, zu erfahren wie Ihr Euch nach der Tour von hier befindet und wie es Euch dort gefällt, treibt mich Euch zu schreiben. Auf Beides kann ich wohl die besten Antworten erwarten, denn auf Eurer Tour würdet Ihr ja von besonders gutem Winde und Wetter begünstigt, und das Leben in einem schönen Hause und einer angenehmen Gegend, bei Verwandten und vielen Bekannten läßt mich erwarten, daß es Euch mehr zuspricht als die bisherige Wirtschaft, wo es doch immer allerlei Verdruß und Unannehmlichkeiten gab, wieweil die Trennung von hier, wo Ihr 35 Jahre und mehr gewohnt habt, schwer gefallen sein mag.

Nach Eurer Abreise, liebe Eltern, ist es hier im Hause ganz sonderbar. Die Stuben, woraus die alten bekannten Möbel fehlen - namentlich die Stubenuhr, an die man so gewöhnt war -, die neuen Dienstboten, und besonders die Stille, die hier seit Eurer Abreise herrscht, erinnern stündlich an die Veränderung im Hause.

Die Wagen, welche Euch nach Oldenburg gebracht haben, sind seit ein paar Ta-



gen alle glücklich wieder retour. Am Mittwoch nachmittag gegen 5 Uhr kam als erster Reinhardts Heinrich und meldete die glückliche Rückkunft, um 8 Uhr etwa kam Bruncken sein Knecht mit dem neuen Wagen, um 11 Uhr kamen Wilhelm und Anton mit ihren Fudern Holz, und am Donnerstag abend sind Heinrich und Wilhelm wieder zurückgekommen, . . .“

(und, in einem Nachsatz): „Bald hätte ich vergessen, Sophie zu bestellen, daß ihre Katze am Tage nach Eurer Abreise mit 13 Jungen übergekommen ist, die jetzt zu ihrer Verfügung stehen.“

Sophie war eine unverheiratete Verwandte von Frau Rebecke, die ihr schon in Ruhwarden zur Seite gestanden hatte und nun auch in Oldenburg die Hausfrau unterstützen sollte.-

Im Jahre 1857 war die erste Straße in Richtung Butjadingen nun schon bis Rodenkirchen/Strohausen vorgestoßen. Damit war für unsere unwegsame Gegend erstmals die Voraussetzung geschaffen worden für den Einsatz eines Verkehrsmittels, welches anderwärts infolge des Vordringens der Eisenbahnen bereits zu veralten begann: die Postkutsche. In einem Bericht, geschrieben nach der Rückkehr von einem Besuch, den Georg zusammen mit seinen Brüdern Fritz, Heinrich und Wilhelm den Eltern in Oldenburg abgestattet hatte, heißt es:

Ruhwarden 1857. Jan. 27.

„Liebe Eltern! Mit der Erfüllung meines Versprechens, Euch gleich nach Rückkehr zu schreiben, habe ich lange gewartet, ohne eigentlich einen Grund zu meiner Entschuldigung anführen zu können. Nun, unsere Rückreise war eine recht vergnügte. Nachdem wir von Euch Abschied genommen hatten, stiegen wir nach einer viertel Stunde Wartens beim Lindenhof in den Postwagen, aber nicht wieder in einen sogenannten ‚Pusut‘, sondern in einen warmen, möglichst bequem eingerichteten Wagen, der schon von einem Herrn und einer Dame besetzt war. Anfangs war es etwas langweilig darin, da sich jeder etwas zu sagen zu fürchten schien, zumal man seine Reisegefährten bei der Öllampe dunkeltem Schein kaum sehen konnte. Doch mit Anbruch des Tages verlor sich auch die Furcht, und im Laufe des Gesprächs erfuhren wir sehr bald, daß der Herr ein Assessor aus Ovelgönne und die Dame eine Delmenhorsterin, und jetzt bei Tage besehen auch nicht unansehnlich war. Wenigstens schien sie nach dem Geschmack der Brüder zu sein, da sie auf der ganzen ferneren Hertzour noch öfters ihrer erwähnten und ihre Sprache und Züge möglichst priesen.

In dieser Gesellschaft fuhren wir bis Popkenhöge, wo die Dame aus-, und ein Herr wieder zustieg. In Ovelgönne verließ uns auch der Assessor, und fuhren wir vier mit dem jungen Manne weiter bis Strohausen, wo unser Wagen um halb elf Uhr stille hielt.

Nachdem wir uns bei Bulling mit je ein bis zwei Portionen Butterbrot und ebenso vielen Gläsern Eierwein zur weiteren Fußreise gestärkt fühlten, nahm jeder seinen Stock und Reisegepäck.

Auf dieser ersten Strecke zu Fuß, von Strohausen bis Abbehausen, drehte sich das Gespräch hauptsächlich um die Dame im Postwagen und die künftige Chaus-

see von Strohausen bis Abbehausen, wovon der Anfang schon gemacht war. In Abbehausen, wo wir um etwa zwei Uhr ankamen, wurde bei Feldhausen Halt gemacht. Wir ließen uns hier Kaffee und Butterbrot geben. Der dortigen Bewirtung muß ich rühmlichst erwähnen. Am Kaffee war mit Bohnen nicht gespart, zum Butterbrot gab es gebratenes Rindfleisch, geräucherte Zunge, Limburger- und Rahmkäse; das Zimmer war gemütlich warm und wirklich bequem möbliert. Unser Aufenthalt verlängerte sich durch all diese Annehmlichkeiten auf reichlich 1½ Stunden. -

Um 4 Uhr wurde die zweite Fußstrecke, von Abbehausen bis Stollhamm, angetreten. Wir waren indes noch nicht weit gegangen, als ein Schlitten sichtbar wurde, den Fritz als den seinen erkannte und welchen er nach Stollhamm bestellt hatte. Nachdem der Schlitten kehrt gemacht hatte, stiegen Fritz und Wilhelm ein, während Heinrich und ich eine fernere Fußtour vorzogen, da wir vom Gehen recht warm geworden waren. Aber auch von Fritz und Wilhelm wurde dies bald als das Schnellere und Angenehmere wieder vorgezogen.

In Stollhamm, wo wir uns abermals zwei Stunden aufhielten, schied Fritz mit seinem Schlitten von uns. Die dritte Fußstrecke von Stollhamm nach Ruhwarden war nun die letzte, aber auch die langweiligste und ermüdendste für uns, was besonders durch die Dunkelheit und den frisch gefallenen Schnee verursacht wurde. . . . Am vorigen Dienstag habe ich meine beiden letzten Schweine geschlachtet. Beide sind gut ausgefallen und wogen dieselben 452 und 505 Pfund, . . .

Seid begrüßt von Euerm Sohn Georg.“

Da waren sie also 30 km marschiert auf verschneiten Wegen. Die Schneedecke war zwar offenbar noch so dünn, daß ein Schlitten unter dem Gewicht mehrerer Passagiere mehr bremste als glitt.

Heute würden wohl die meisten von einer ungeheuren Strapaze und wie von einer Heldentat darüber berichten. Georg aber schreibt, sie hätten eine recht vergnügte Rückreise gehabt. - Jede Zeit hat ihre Normen.

Was mit der Bezeichnung ‚Pusut‘ für eine bestimmte Gattung Postwagen gemeint war, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Waren es vielleicht offene Wagen, in denen die Passagiere vom Winde ordentlich ‚durchgepustet‘ wurden?

Georg freut sich, daß die Schlachtschweine so gut ausgefallen sind. Das gibt schönen dicken Speck. Und den brauchen Menschen, die den Tag bei schwerer körperlicher Arbeit in Wind und Wetter zubringen.

Marktvergnügen und ‚Sittenverfall‘

Im übrigen merkt man den Briefen an, daß die Grundstimmung unter den Butjadinger Bauern eine gelöste ist. Nach der furchtbaren Depression, die sich bis in die 1830er Jahre erstreckte, haben sich die Preise wieder stabilisiert. Die in den 1850ern einsetzenden Ausfuhren von Schlachtvieh nach England bringen zeitweise gar einen



Boom. Solche neuen finanziellen Möglichkeiten können nicht ohne Auswirkungen bleiben auch auf das gesellige Leben.

Unter dem 2. Sept. 1856 berichtet Sohn Wilhelm (16), Bauer in der Burmeide bei Ruhwarden, in einem Briefe an die Eltern:

„. . . Glücklich haben wir nun auch den Burhaver Markt mit seinen Leiden und Freuden hinter uns. Ja, Leiden gab es namentlich am letzten Tage für die Damen, denn es regnete den ganzen Tag über bis gegen 5 Uhr nachmittags. Daß deshalb natürlich nicht zu Hause geblieben wurde, könnt Ihr Euch wohl denken. Nun hätten Ihr aber den Schlamm auf dem Markte mal sehen müssen. Es war wirklich erbaulich anzusehen, wie die Damen hoch aufgeschürzt einher schritten, oder - besser gesagt - umherglitschten. Auch waren die beiden Fräulein von Schrenck, die noch bei Onkel Meend (8) in Hollwarden sind, auf dem Markte. (*Vermutlich Schwestern des späteren Oldenburger Oberbürgermeisters, der soeben eine Tochter von Onkel Meend geheiratet hatte.*) Sie sahen wirklich kläglich aus. Wie die anderen Damen alle, so hatten auch sie ihr Kleid ziemlich hoch aufgezogen und dabei weiße Strümpfe und niedrige Schuhe an. Halb die Beine hinauf konnte man die eigentliche Farbe der Strümpfe nicht genau angeben, denn es war alles mit edlem Klei bedeckt.

Es gab diesmal viel Trödelzeug auf dem Markte und die sonst fehlende mittelste Reihe war jetzt ganz von Seiltänzern etc. bebaut. Im ganzen haben die Marktleute schlechte Geschäfte gemacht, denn im Verhältnis zu andern Jahren waren nur wenige Leute da. Am letzten Tage des Markts traf auch der junge Doctor O. in Burhave ein. Er wurde . . .“

Von diesem Doctor O. ist auch in einem Brief die Rede, welchen Wilhelm ein Jahr später an seine Eltern schreibt:

„. . . Neues wüßte ich Euch sonderlich nicht zu schreiben, namentlich was Dich, liebe Mutter, interessieren könnte. Bälle und Casinos sind gottlob vorüber.

In Burhave hat sich ein Club von jungen Leuten gebildet unter Direction des Doctors O. Dieser Club hat diesen Winter auch zwei Bälle veranstaltet, wozu zum letzten auch ich eingeladen gewesen bin. Ich bin freilich nicht hingewesen, schicke Euch aber die Einladungskarte, um Euch zu zeigen, daß dieser Burhaver Club - ‚Fidelitas‘, wie er sich nennt - hinsichtlich der Einladungskarten wenigstens an Pomp Euch Städter weit übertrifft; doch - ‚Dickdohn is min Leben‘. Sonst läßt der Club freilich manches zu wünschen übrig, denn, wie es heißt, soll es ein Spiel- und Saufclub sein, und sollen fast alle Mitglieder des ‚Fidelitas‘ bei Doctor O. Schulden haben. Wie sollte es auch möglich sein, daß junge Leute, die ihr Taschengeld von den Eltern erhalten, ungefähr jeden zweiten Sonntag Champagner trinken und dabei ein Spiel spielen, bei dem einige Pistolen verloren werden können . . .“

‚Wie der Herr - so's Gescherr‘, sagt das Sprichwort. Weshalb sollte es in Butjadingen keine Gültigkeit haben. Doch da wird dann gern mit zweierlei Maß gemessen. Jacob



Wilhelms Sohn Heinrich (II) vom Tossenser Altendeich jedenfalls beschwert sich in einem Brief an den Vater:

„. . . und meine beiden Knechte waren nicht zu Hause. Der eine mußte in Militär-Angelegenheiten nach Aurich, und der andere machte blauen Montag. Er ist diese Nacht erst wieder binnen gelaufen. Wo das einmal hinaus will, mag Gott wissen. Der Lohn und sonstige Anforderungen steigen von Jahr zu Jahr, und die Leistungen fallen in dem selben Maße. Die vielen Wirtshäuser, die wir jetzt haben, und die sich noch immer vermehren, tun das ihrige dazu. Die meisten sind fast immer gut besucht, hauptsächlich sonntags und sonnabends. Dann wird in diesen Krügen aber nicht allein gesoffen und gesungen. Es wird dort gebrüllt und geprügelt. An solchen Abenden ist man kaum sicher vor Rohheiten auf der Straße in der Nähe solcher Schenken. Das Volk wird dahin gelockt, besoffen gemacht, ihr Geld abgeschwindelt und gegen ihre Herrschaft aufgewiegelt . . .“

Dieser letzte Brief, das sollte nicht verschwiegen werden, datiert von 1870, also 13 Jahre später als die vorherigen. Entwicklungen brauchen eben ihre Zeit.

Eine Reise nach Helgoland

Wir kehren zurück ins Jahr 1857, wo sich etliche Butjadinger Herren eine Unternehmung ganz neuer Art ausgedacht haben. Lesen wir den Bericht, den am 16. Juli 1857 Wilhelm Fr. (16) aus Burmeide seinen Eltern in Oldenburg erstattet:

„Geliebte Eltern!

Wenn jemand eine Reise tut
so kann er was erzählen.
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und tat das Reisen wählen!

Denn vor reichlich acht Tagen nahm ich freilich nicht den Stock, aber doch den Hut, denn es galt eine Fahrt nach Helgoland zu machen. Wir hatten uns mit gut zwanzig Leuten vereinigt und das Schleppdampfschiff ‚Magnet‘ zu einer Lustfahrt nach Helgoland gemietet. Für das Schiff mußten wir 120 Taler zahlen, für Proviant etc. hatte ein jeder selbst zu sorgen, was auch in reichlichstem Maße geschehen war. Es waren so viele Lebensmittel und Wein an Bord, als sollte die Reise nach London gehen. Zu Hause hatte wohl keiner daran gedacht, daß einem die Lust zu essen und zu trinken auf dem Wasser merkwürdig schnell vergehen kann. Doch, gute Eltern, so Ihr Lust habt, mich anzuhören, so will ich Euch die Helgolandfahrt so kurz wie möglich erzählen und Ihr werdet Euch gewiß mit uns freuen, daß wir wohlbehalten wieder auf dem Trocknen sitzen; denn ich kann



Euch sagen: jenseits der Bremer Bake waren die Wege verdammt schlecht gemacht, wie die Lootsen zu sagen pflegen.

Am 2ten d. M. morgens 5 Uhr lichteten wir vor Fedderwarden die Anker. Das Dampfschiff war schon des nachts heruntergekommen. Wind und Flut waren gegen uns, dennoch durchschnitt das Schiff die Wogen ziemlich rasch. Alles war Vergnügen, ein jeder scherzte und lachte nach Herzenslust. Bald stellte sich auch Hunger ein und jeder holte seinen Brot- und Schnapssack hervor, denn Seeluft macht bekanntlich hungrig und durstig. Das Wetter war gut und das Wasser ziemlich ruhig, obgleich wir schon nahe an der Bremer Bake waren. Mancher glaubte, es würde wohl nicht viel schlimmer werden, wo wir doch schon so weit vom Strande waren. Doch nur zu bald sollten wir erfahren, was für ein Unterschied es ist, auf der Weser oder auf der Nordsee zu fahren.

Jetzt waren wir bei der Bake und steuerten dem Feuerschiffe zu. Der Wind wurde stärker und die Wellen höher. Hatte es anfangs noch geschienen, als hätten wir bei der Mahlzeit der Flasche etwas reichlich zugesprochen - denn keiner konnte durch das Schwanken des Schiffes noch auf dem Striche gehen - so konnten wir jetzt, ohne einen festen Gegenstand zu ergreifen, nicht mehr von einem Ende zum anderen kommen. Auch stellte sich bei einigen die böse Seekrankheit ein, namentlich hatte der arme B. darunter zu leiden. Hinrich R. (genannt Pumperich) hatte vor etwa einer Stunde dem Schinken und auch der Madeirafflasche ordentlich zugesprochen und mußte jetzt, wie er selbst klagte, alles erbarmungslos den Wellen preisgeben. Dazu wurde er auch noch auf die schonungsloseste Weise geneckt. Man muß Pumperich aber auch ziemlich derb anfassen, sonst merkt er es nicht, denn meistens ist er besoffen.

Doch jetzt waren wir beim Feuerschiff und die offene weite See lag vor uns. Immer stärker wurde das Gewoge. Viele von den Passagieren lagen auf den Bänken oder platt auf dem Decke und ächzten erbärmlich. Andere schauten mit weißer Nase und zitternden Lippen still in die schäumende Flut. Nur mit einem Dutzend etwa standen wir vorne, uns an festen Gegenständen haltend, und begrüßten mit einem lauten ‚Hurrah‘ die heranbrausenden Wellen, wobei die Flasche noch dann und wann die Runde machte.

Allmählich bekamen wir Helgoland in Sicht. Die See ging immer höher und schäumend überschlugen manchmal haushohe Wellen das schwankende Schiff. Daß wir da vorne ordentlich naß wurden, könnt Ihr Euch wohl denken, aber die frische Luft schützte uns doch vor Seekrankheit. Ich kann Euch sagen: Es ist ein fürchterliches aber auch erhabenes Schauspiel! Zuweilen trägt die Welle das Schiff rasch auf eine riesige Höhe, als sollte es spornstreichs in die Wolken gehen und vor uns lag eine gähnende Tiefe, in die wir dann mit rasender Schnelligkeit hinabschossen, als sollten wir nie wieder zum Vorschein kommen. Aber immer noch erhob sich das Schiff glücklich wieder, obwohl manche Welle mit brausender Gewalt unser Deck überflutete und mit sich fortriß, was nicht gut befestigt war. Zuletzt wurde es so schlimm, daß Holzstücke vom Ruderkasten fortschlugen. Das Schiff war offenbar zu klein und zu schwach für die See und wenn der Wind noch etwas stärker geworden wäre, so hätten wir leicht alle die Heimat nicht wiedergesehen.



Die Folge des hohen Seeganges war, daß die Fugen des oberen Schiffsteils sich etwas auseinander dehnten, wodurch ziemlich viel Wasser ins Schiff drang. Denn wie der Kapitän nach glücklich überstandener Fahrt selbst erklärte, führe er mit dem Schiffe sonst nur auf der Weser, wo natürlich das Wasser immer ruhig ist und der obere Teil des Schiffs fast nie von Wasser gespült wird und daher nicht dicht genug sei. Dazu kam noch, daß die Pumpen der Maschine nicht in Ordnung waren. Einmal hatten wir auch noch das Malheur, daß eine Kette sich um das Steuer setzte und das Schiff sich nicht mehr besteuern lassen wollte. Indes wurde diesem Übelstand bald abgeholfen.

Langsam rückten wir Helgoland näher. Prächtig machte sich dieser rote Sandsteinfelsen durch seine Schattierungen. Ein ungeheurer Fels ragt er ungefähr 200 Fuß aus dem Meere hervor. Aus der Ferne sieht er einem großen Gebäude, von gewöhnlichen Mauersteinen aufgeführt, ähnlich.

Doch das Schiff wirft Anker und wir wollen uns diese Steinmasse mal näher besehen. Ein großes Boot nimmt uns alle gleichzeitig auf und bringt uns an Land. Eine bedeutende Menschenmenge - meist jedoch Kinder - steht am Strande und macht ehrerbietig Spalier, als wären wir große Häupter. Die Insel besteht aus Unter- und Oberland. An der niedrigsten Stelle des Oberlandes ist eine bequeme Treppe von 190 Stufen, welche in das Unterland führt. Sowohl unten als auch oben stehen ziemlich viele nette städtische Häuser, wie auch überhaupt die Einwohner recht reinlich zu sein scheinen. Eine Sandinsel, der eigentliche Badeplatz, liegt etwa eine viertel Stunde vom Lande und ist nur durch eine Sandbank, die aber stets unter Wasser liegt, verbunden, weshalb die Badegäste sich jeden Tag übersetzen lassen müssen.

Vom Oberlande aus hat man eine herrliche Aussicht auf das weite Meer, und so weit das Auge auch reicht, findet es doch nirgends einen festen Punkt, sondern nur Wasser. Doch wundervoll machte sich dieses Wasser in der Nähe der Insel. Zuerst war es hellrot, wahrscheinlich, weil es unten die Abflachung der roten Insel überspülte. Dann wurde es hellgrün und zuletzt dunkelgrün. Dabei so klar, daß man gewiß hätte den Grund sehen können, wenn es nicht so tief gewesen wäre.

An Vieh sah man nichts als einige verkrüppelte Schafe und Ziegen auf dem Oberlande herumlaufen. Auch standen daselbst die Gartenfrüchte sehr kläglich. Das Unterland hat keinen grünen Halm aufzuweisen; der Boden besteht nur aus rotem und weißem Kies.

Um 12½ Uhr waren wir angelangt, und nachdem wir uns eine Zeitlang auf der Insel umgesehen hatten, aßen wir im Oberlande zu Mittag. Besonders Sehenswertes gibt es dort nicht, es sei denn, daß man sich den Leuchtturm mit seinen 24 Flammen mal ansieht. Im Conversationshause im Unterland tranken wir dann noch Kaffee und gingen gegen 3½ Uhr wieder an Bord.

Da die Insel eine englische Besitzung ist, so wurde auf der Hinreise schon darüber gesprochen, wie wir es am besten anfangen, uns verständlich zu machen. Auch fürchteten wir, für unser Geld, namentlich Silbergeld, nichts bekommen zu können. Doch dieser Besorgnis wurden wir bald überhoben, denn es wird daselbst nur deutsch, nämlich hoch- und plattdeutsch, gesprochen. Hinsichtlich des

Geldes ging es auch ganz gut, denn die preußischen Taler kannten sie dort ebenso gut wie wir. Es geht da alles nach dem Hamburger Gelde. Überhaupt sollen die Insulaner hauptsächlich mit Hamburg in Verbindung stehen. Im Ganzen ist es dort auch gerade nicht zu teuer, nur die Leute, die uns vom Dampfschiffe abholten und wieder hinan setzten, haben uns fürchterlich geprellt. Ein jeder von uns mußte an Fährgeld 24 Schillinge, also nach unserm Gelde etwa 46 Grote, bezahlen.

Die Rückreise ging bedeutend schneller und besser als die Hinreise, denn wir hatten jetzt die Flut und den Wind mit uns. Gegen 8 Uhr langten wir wieder zu Federwarden an und jeder freute sich, unsern guten Butjenter Boden wieder unter den Füßen zu haben. Ich muß sagen, daß es mir jetzt, nachdem alles gut abgelaufen ist, doch Vergnügen macht, auch mal eine lebensgefährliche Seereise überstanden zu haben, obwohl es mir wie den anderen gewiß nicht einfallen wird, noch einmal wieder mit dem ‚Magnet‘ in See zu gehen.“

Krankheiten

Fast vier Jahre waren seit der abenteuerlichen Helgolandfahrt ins Land gegangen. Sie hatten nicht nur Freude gebracht. 1858 war ein böses Trockenjahr gewesen, in welchem sich der Trinkwassermangel in Butjadingen wieder einmal mit allen schlimmen Folgen bemerkbar gemacht hatte. Am 1. März 1860 war in Oldenburg die gute Mutter Rebecke gestorben und auf dem Gertrudenkirchhof in ihrem neu erbauten ‚Schloß‘ - wie sie es genannt hatte - beigesetzt worden. Nun, 1861, hatte das Unglück die Familie des Sohnes Wilhelm in der Burmeide erreicht. Frau und Kinder litten an allen erdenklichen Krankheiten, von denen die uralte Geißel der Marschbewohner, das Dreitagefieber, gar nicht mehr aus dem Hause wich. Der Doktor hatte jetzt einen neuen Namen dafür: Malarium. Doch hören wir, was Wilhelm (16) selbst darüber schreibt.

Burmeide. 1861, Mai 9

„Lieber Vater! . . . Leider sieht es bei uns wieder sehr schlecht aus. Johanne leidet wieder an ihren Augen, Lina am Fieber. Am schlimmsten steht es jedoch mit unserer kleinen Bertha. Seit 14 Tagen schon liegt sie am Malarium, wie es unser Doktor Hollmann nennt, verbunden mit einer Brustkrankheit. Das Kind ist sehr krank. Die bösen Fieber wollen trotz des vielen Chinins garnicht weichen und wenn diese nicht bald ausbleiben, so haben wir wenig Hoffnung, daß wir sie behalten. Auch der Doktor sprach sich gestern sehr bedenklich aus und seitdem ist der Zustand unserer Kleinen eher schlimmer als besser geworden.

Ich weiß nicht wie es werden soll. Der Mut muß uns nachgerade von all den Krankheiten vergehen. - Unserer kleinsten Tochter haben wir neulich in der Taufe den Namen unserer seligen Mutter Rebecka Sophie gegeben. Möge sie der guten Mutter doch in Allem ähnlich werden!



Auf dem Lande sieht es jetzt traurig aus. Das Futter ist aufgezehrt und an Gras noch nichts da. Das Land ist förmlich rot, die Winterfrüchte stehen schlecht und die Sommerfrüchte können vor Kälte und Dürre nicht wachsen. Es scheint, daß wir keine gute Ernte in diesem Jahr zu erwarten haben.

Herzlichen Gruß von meiner Schwiegermutter, meiner Frau

und Deinem Sohn Wilhelm.“

War das Jahr 1861 schon kein gutes gewesen, so sollte 1862 für Wilhelm und seine Familie ein noch schlechteres werden. Der einzige Sohn Heinrich erkrankte an einem Beinleiden. Auf Empfehlung des Hausarztes hatte man ihn zunächst nach Oeynhau- sen in eine Klinik geschickt, dann sogar in die Diakonissenanstalt ‚Bethanien‘ nach Berlin. Die neuen Eisenbahnverbindungen hatten es möglich gemacht. Doch alles war vergebens gewesen. Tiefgebeugt schreibt Wilhelm zum Jahreswechsel an seinen Vater in Oldenburg:

Burmeide, 1862, Dez. 29

„Lieber Vater! Wiederum stehen wir am Schlusse eines Jahres und treten in ein neues hinüber. Dir, guter Vater, bringe ich meinen herzlichen Glückwunsch dar und danke Gott, daß er uns Dich doch erhalten hat. Möge er Dir auch im neuen Jahre Gesundheit und der Freuden viele schenken. Dank sei Dir, Vater, für alles Gute, was Du uns und namentlich unserm seligen Heinrich erzeigt hast. Ach wäre all die treue Pflege, die ihm zuteil geworden ist, doch durch seine Genesung be- lohnt worden; aber nein - alles vergebens!

Des Jahres letzte Stunde ertönt gewiß für die Meisten mit ernstem Schlage, be- sonders aber für uns. Das Schicksal hat uns gar zu tiefe Wunden geschlagen; sie werden so bald nicht vernarben.

Meine Schwiegermutter war bejahrt und mußten wir befürchten, daß wir sie nicht lange mehr haben würden, und doch tat es weh, sehr weh. Namentlich fühlen wir es jetzt, daß sie mit ihrer Liebe und stillem Trostwort nicht mehr um uns ist. Doch die Zeit würde diesen Schmerz gemildert haben, wenn das Schicksal uns un- sern guten lieben Heinrich nur erhalten hätte. Aber wir mußten auch ihn begrab- en und mit ihm unsere besten schönsten Hoffnungen. Das ist ein herber, bitterer Schlag, der den Reiz von unserem Leben genommen hat. - Doch genug, was hilft das Klagen und Jammern; wir erwecken die Toten damit doch nicht wieder.

Nochmals, lieber Vater, bringen meine Frau, meine Kinder und ich Dir unseren herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre.

Dein trauernder Sohn Wilhelm.“

Wie verrufen Butjadingen wegen seiner gesundheitlichen Bedingungen damals war, er- fahren wir, als Georg Fr. (17) aus Ruhwarden, 1856 noch unverheiratet, bei seinem Va- ter in Oldenburg anfragt, ob er dort nicht eine Haushälterin für ihn finden könnte.

In der Antwort Jacob Wilhelms heißt es da:

„. . . Hier eine Person zur Führung Deiner Wirtschaft zu finden, daran ist gar nicht zu denken, denn einerseits haben wir hier noch zu wenig Bekanntschaft; dann aber passen schwerlich die Damen, die das städtische Leben einmal ge-

schmeckt haben, in eine Landwirtschaft, wo die Wirtschaft mit Fleiß und Sparsamkeit geführt werden muß, und endlich würde auch niemand von hier dorthin gehen, da man glaubt, daß man im Butjadingerlande nicht leben und gesund bleiben könne . . .“.

So dachte man also in der Stadt über die Provinz an der Küste. Bis dahin zu Recht, doch besserten sich die Verhältnisse im letzten Drittel des Jahrhunderts durch verstärkte Entwässerungsmaßnahmen und den Bau des Butjadinger Zuwässerungskanal. Mit welchen Schwierigkeiten man gerade bei der Beschaffung guten Trinkwassers zu kämpfen hatte, erkennen wir deutlich aus der Passage eines Briefes, den Enkel Wilhelm Fr. (29) 1872 an seinen Großvater schrieb. Wilhelm hatte nach seiner Heirat den mütterlichen Hof in Isens angetreten. Von dort berichtet er:

„Diesen Sommer habe ich mir endlich eine ordentliche Wasserkuhle bei Hause schießen lassen, woraus ich jetzt doch gutes Trinkwasser bekommen kann, denn solches hatte ich bisher nicht.

Außer dem Brunnen, den Vater schon hatte machen lassen, hatte ich auch noch einen zweiten Brunnen schießen lassen. Aber das Wasser aus beiden Brunnen war gar nicht zu gebrauchen, so salzig war es. Und das, obgleich der neue Brunnen nur etwa 12 Fuß Tiefe unter Maifeld hat. Einen Behälter für Regenwasser konnte ich auch nicht haben, weil mein Dach von Reit ist, . . .“

Wer es bisher nicht wußte, findet also hier das Argument für die vielen für Butjadingen typischen Wasserkuhlen. Das Grundwasser war salzig oder brack, Regenwasser vom Reitdach für den Genuß ungeeignet. Da blieb nur das Sammeln von Regenwasser aus der oberen Bodenschicht. Bis zur Einleitung von Weserwasser ins Grabensystem über den 1892 gebauten Zuwässerungskanal bildeten somit Kuhlen die wichtigste Einrichtung zur Wasserversorgung für Menschen und Vieh. -

Im Jahre 1861 war die erste Straße durch Butjadingen bis zum Hafenplatz Fedderwardersiel fertiggestellt worden. Das brachte nicht allein Vorteile auf wirtschaftlichem Gebiet, sondern wirkte sich wohltuend auch auf viele andere Dinge aus. So hatten z. B. die bisherigen Wegeverhältnisse im Winterhalbjahr kaum Krankentransporte zum Hospital nach Oldenburg zugelassen. Die Landärzte wurden dadurch oft vor Aufgaben gestellt, denen sie gewiß nicht immer gewachsen waren, manchmal aber mit Glück meisterten. Mit diesen beiden Gegebenheiten des damaligen ländlichen Gesundheitswesens befassen sich die folgende Briefe.

Ruhwarden 1868, Mai 12

„Lieber Vater, . . . Gustav, der Sohn des verstorbenen Krugwirts F. W. Rawaldt, über den ich Vormund bin, ist bereits über ein halbes Jahr krank. Nachdem er in dieser Krankheit seine Füße verloren hat, ist er jetzt so weit wieder hergestellt, daß er nach Aussage von Dr. Hollmann, welcher ihn in Behandlung hat, die Tour von hier zum dortigen Hospital in einem bequemen Krankenwagen aushalten kann. Meine Bitte ist nun die, daß Du einen solchen Wagen dort mieten möchtest, der den armen Jungen von hier abholt. Die Wege von Burhave nach hier

sind zur Zeit ganz ausgezeichnet, so daß der Wagen jetzt sehr gut nach Ruhwarden fahren kann, um den Kranken aufzunehmen. Falls die Wege durch heftige Gewitterschauer eventuell schlechter werden sollten und der Fuhrmann Bedenken trägt, mit seinem Wagen von der Chaussee abzufahren, so wollen wir bis Burhave gerne Vorspann leisten. Nur möchte ich bitten, daß der Fuhrmann tunlichst bald kommt. Vielleicht könnten durch die Behandlung von geschickten Ärzten die vielen Wunden, die der arme Knabe noch allenthalben hat, alsdann besser und schneller geheilt werden. Auch möchte ich Dich, lieber Vater, bitten, mir Auskunft zu geben, welche Bescheinigungen zur Aufnahme ins Hospital erforderlich sind. Mein Schwiegervater meint, es bedürfe nur einer beglaubigten Bescheinigung wegen der Solventität (= Zahlungsfähigkeit) des Kranken . . .“

Sodann unter dem 17. Mai:

„Lieber Vater! Soeben fährt der Krankenwagen mit Gustav Rawaldt von hier ab, und wird selbiger wohl diesen Abend gegen 7 Uhr in Oldenburg sein. Dem Fuhrmann habe ich gleich die 12 Taler bezahlt, worüber er denn auch eine Quittung ausgestellt hat.

Die Witwe Wedemeier habe ich dem Kranken zur Pflege auf der Tour mitgeschickt. Selbige wird wohl noch zu Dir kommen, und Grüße von hier überbringen.

Dir noch vielmals für die gehaltenen Mühen dankend, verbleibe ich mit herzlichem GrüÙe
Dein Sohn Georg.“ (17)

Doch wie vorher schon gesagt, waren die Ärzte zunächst einmal auf sich allein gestellt. Da konnte es denn schon einmal dramatisch werden wie in dem Falle des jungen Georg Bruncken in Ruhwarden, über den seine Schwester Auguste (30) an ihren Großvater Jacob Wilhelm Fr. nach Oldenburg berichtet:

Ruhwarden 1869. Febr. 15

„Lieber Großvater, . . will ich Dir von Georgs Krankheit berichten. Georg war schon seit längerer Zeit erkältet. Da waren wir doch am Montage, als es ziemlich windig war, zu Onkel Heinrich. Mittwoch klagte er über seinen Hals, doch mußte es wohl nicht so schlimm sein, da er noch bis 10 Uhr arbeitete. Dann legte er sich zu Bett und nachmittags schickten wir zum Arzt. Wir hatten natürlich kein Arg, daß es die Halsbräune (= Diphtherie) war und eigentlich überhaupt keine Sorge, da er auch garnicht über Luftbeengung klagte.

Da der Arzt aber nicht zu Hause, hatten auch wir weiter keine Eile damit und dachten, der könnte dann ja am nächsten Morgen kommen. Gegen Abend wurde der Hals aber schlimmer, doch klagte Georg immer noch nicht über Luftbeschwerden. Wir wickelten den Hals warm ein und damit legte er sich ruhig hin und schlief auch ein.

Darüber war es Mitternacht geworden und wir gingen zu Bett. Um $\frac{1}{4}$ vor 3 wurden wir aber schon wieder geweckt von dem jungen Mann, der mit Georg in der Kammer schläft, indem er sagte, Georg könne keine Luft kriegen. Natürlich gleich zum Doktor geschickt. Der kam denn auch so schnell als möglich und ver-



ordnete Blutegel und ein Brechmittel. Blutegel hatten wir glücklicherweise im Hause und konnten die also gleich gesetzt werden, während das Brechmittel geholt wurde.

Als der Bote damit zurückkam, hatten die denn auch schon ihre Pflicht getan und wurde mit dem Brechmittel begonnen. Der Erfolg davon war aber nicht nach Wunsche und sprach Herr Dr. Hollmann gegen Vater seine Bedenken aus und empfahl, einen weiteren Arzt zu Rate zu ziehen. Und weil sein Vetter, Dr. Hollmann in Atens, eine sichere Hand beim Operieren haben sollte, schlug er den vor. Unser junger Mann mußte also los. Dr. H. konnte aber wegen zweier gefährlich Kranker nicht abkommen. Da traf er in Abbehausen zufällig Schwager Franz, der uns gerade besuchen wollte. Der ging nun rasch zu Dr. Chemnitz, und eine halbe Stunde später waren die Beiden schon unterwegs nach hier.

Um ½ 2 nachmittags kamen sie an. Während dessen war es mit Georg wesentlich schlimmer geworden und hatte auch Dr. Hollmann uns wenig Hoffnung gemacht, jedenfalls nicht mehr als die, welche wir auf eine Operation setzen konnten und - nicht wahr - das ist so wenig als nur möglich. Auch mittags machte Dr. H. noch einen Versuch, indem er eine Höllensteinauflösung auf den Kehlkopf brachte. Aber auch das brachte keine Hilfe. Es sah ganz gräßlich aus, wenn der arme Junge nach Luft, dem unentbehrlichsten zum Leben, arbeiten mußte. Gegenüberliegende Fenster und Türen wurden geöffnet und der Kranke in diesen Zug gebracht.

Endlich, als nun Dr. Chemnitz kam, gingen die beiden Ärzte zu Georg und untersuchten ihn nochmals und dann, nach einer kurzen Beratung, machten sie uns und auch Georg mit dem Gedanken an eine Operation vertraut, welche vielleicht schon in einer halben Stunde vor sich gehen müßte.

Vorher versuchten sie aber noch eine andere leichtere Operation, nämlich vermittelst einer Nadel, die in einer Röhre sich befindet, von innen in den Kehlkopfdeckel - so meine ich jedenfalls - zu stechen. Und siehe da, diese Operation, von der so wenig erwartet worden war, gelang. Von Stund an besserte sich Georg und ist jetzt fast ganz wieder hergestellt. Seine Sprache ist schon wieder viel lauter und reiner. Seine Marie ist für einige Tage nicht hier. Dr. H. meinte, wenn sie, die Braut, bei ihm sei, rege ihn das zu stark auf und die Besserung mache dann keine so guten Fortschritte. Doch es geht ihm ganz gut und der Appetit kommt auch wieder . . .

Mit herzlichem Gruß Deine Enkelin Auguste Bruncken.“

Das war nun eine Rettung in letzter Not und nicht allein ein Glück für den Patienten und seine Angehörigen. Ohne Georg Bruncken hätte sich Ruhwarden kaum zu dem entwickelt, was dies Dorf eine Generation später so attraktiv und liebenswert machte. Georg Bruncken wurde nicht allein ein tüchtiger Kaufmann, sondern außerdem ein passionierter Hobbygärtner. Wo eben Platz war, in Gärten und an Wegen, pflanzte er Bäume, so daß Ruhwarden in seinem schmucken Grün bald hervorstach vor benachbarten Dörfern. Das trug ihm den Ehrennamen „Perle Butjadingens“ ein. Später wurde Georg Bruncken Hauptinitiator der ersten Butjadinger Molkereigenossenschaft, wodurch Ruhwarden in den Mittelpunkt der Butenländer Ortschaften gerückt wurde.

Turnen und Klootschießen

Mitte des Jahrhunderts waren große politische Veränderungen eingetreten. Mit der Bildung eines Landtages im Jahre 1848 hatte auch in Oldenburg die Alleinherrschaft der Fürsten ein Ende gefunden. Das Wort ‚Freiheit‘ war in aller Munde, ein engerer Zusammenschluß der vielen deutschen Kleinstaaten das große Ziel. Träger dieses Gedankens waren in erster Linie die überall gegründeten Turnvereine, deren Fahnen statt des bisherigen Oldenburger Blau-Rot jetzt die Farben schwarz-rot-gold zeigten, das Symbol der Versammlung in der Frankfurter Paulskirche. -

Es ist wieder Auguste Bruncken (30), die 1863 ihrem Großvater einen Bericht erstattet über die Fahnenweihe des Ruhwarder Turnvereins auf dem Langwarder Friesenhügel.

Ruhwarden 1863, Juni 30

„Lieber Großvater! . . . Vergangene Woche haben wir unsere Fahnenweihe abgehalten, und zwar in Langwarden. Wir versammelten uns beim Gasthof Rohde, von wo der Zug um halb 4 zum alten Friesenkirchhofe ging. Wir, die wir die Fahne gestickt hatten, gingen je zu zweien, alle in Weiß gekleidet und mit blauroten Schärpen, voran. Nach dem Dorfe zu war vorm alten Kirchhofe eine Ehrenpforte angebracht. Auf dem Kirchhofe war von Grausteinen, mit Grassoden bedeckt, eine Tribüne errichtet. Rechts davon stellten wir uns in einem Halbkreise auf, ich mit der Fahne in der Hand. Uns gegenüber, den Rücken dem Dorfe zugekehrt, standen die Turner. Etwas vorgerückt standen der Fähnrich Heinrich R., und ihm zu beiden Seiten die Fahnenjunker. Links von der Tribüne stand der Turnwart W., Nebenlehrer in Langwarden.

Dann bestieg Wilhelm B. die Tribüne und eröffnete die Feier mit einer kräftigen Ansprache, in welcher er gleichsam zur Einigkeit ermahnte und auf den Deich und unser Land, welches dem Meer abgewonnen wurde, hinwies, ein Werk, was kein Einzelner vollbringen konnte, sondern wo nur vereinte Kraft imstande war, so etwas zu schaffen. Dann führte er vor, wie durch Uneinigkeit die alten Friesen - unsere Vorfahren - ihrer Freiheit beraubt worden seien und an Oldenburg gekommen. Dann deutete er auch leise an, wie schon hier zwischen den benachbarten Turnvereinen Ruhwarden und Stollhamm der Same der Uneinigkeit gestreut sei usw.

Nachdem er geendigt, überreichte ich dem Turnwart W. die Fahne, indem ich nachstehende paar Worte sagte: ‚Im Namen meiner Freundinnen überreiche ich euch diese Fahne. Stets möge das schwarz-rot-goldene Banner euch eine Mahnung sein, die Freiheit, die wahre Freiheit zu erstreben; stets dieses Ziel vor Augen, dem Adler gleich, der der Sonne entgegenstrebt, alles Niedrige hinter sich lassend. So nehmt es hin, das Zeichen der Freiheit.‘

Dann überreichte der Turnwart dem Fähnrich, der mit schwarz-rot-goldener Schärpe und dem Fahnenhalter geschmückt war, die Fahne. Darauf sprach der Turnwart in einer kleinen Rede seinen Dank für die Fahne aus und brachte den Damen des Vereins ein ‚Gut Heil‘. -

Als auch er geendigt, begann die Musik, und die Turner sangen das Lied ‚Fahnen-



schwur'. Dann ging es mit voller Musik durchs Dorf, und zwar in folgender Reihenfolge: Voran die Musik, dann die sechs Festordner; es folgte der Fähnrich mit der Fahne und seinen Fahnenjunkern. Darauf folgten wir, die wir die Fahne gestickt hatten, je zwei bei zwei, dann die Turner und danach die übrige Menge. So ging es durchs Dorf nach dem Schulplatze, wo die Turner uns etwas vorturnten. Als wir dem eine Zeitlang zugesehen hatten, zerstreute sich die Menge und wir gingen zur Wirtschaft, um uns da im Garten zu amüsieren. Dann, um 8 Uhr, ging die Hälfte der Musik nach oben und das Tanzen begann. Um 12 Uhr wurde gegessen, wobei noch verschiedene Toaste ausgebracht wurden. Um ½ 2 Uhr waren wir wieder zu Hause.

So, lieber Großvater, da hättest Du denn eine kleine Beschreibung unseres Festes. Du hättest Langwarden mal sehen sollen, wie es festlich geschmückt war. Über der Straße hingen mehrere Guirlanden, ich glaube sechs, und außerdem etliche Fahnen. Ja Großvater, wir können hier jetzt nicht verderben; haben so viele Bälle, Gartenkonzerte etc. Wer alles mitmachen will, hat viel zu tun. -

Leb denn wohl und sei herzlich begrüßt von Deiner Enkelin Auguste B.“

*Vier Jahre später ist es der inzwischen 21jährige Enkel Wilhelm (29), der vom Ruhwar-
der Turnfest Bericht erstattet:*

Tossenser Altendeich 1867, Juli 22

„Lieber Großvater! Am vorigen Sonntag, den 14. d. M. haben wir unser Turnfest abgehalten und es ist gut, daß wir nun endlich mal so weit gekommen sind. Wir haben schon so oft Pech damit gehabt, daß wir es schon beinahe satt sind, Feste zu arrangieren. Auch diesmal ist nicht alles so gekommen, wie wir es gewünscht hatten.

Erstens regnete es den ganzen Nachmittag, was uns natürlich beim Turnen sehr hinderte. Als gute Turner ließen wir uns natürlich nicht vom Regen vertreiben, und unsere durchgeregneten weißen Hosen wurden schließlich auch wieder trocken.

Die Damen mit ihren weißen Kleidern, welche sich auf dem Platze versammelt hatten, um die Übungen zu sehen, wurden sehr bald vom Regen verscheucht und haben sich, wie sie nachher sagten, während dieser Zeit schrecklich gelangweilt. Diejenigen, die nun von weit her gekommen waren, um hauptsächlich das Turnen und Fechten zu sehen, haben natürlich nichts vom Feste gehabt. Unsere hiesigen Damen haben wir später für die Langeweile entschädigt, als das Vergnügen auf dem Tanzboden begann.

Das Hauptvergnügen für uns und unsere Gäste, die jeverländischen Turner, war eigentlich am nächsten Tage die Turnfahrt. Zu dieser Tour hatten wir 14 Wagen bestellt, welche auch alle wohl benutzt wurden. Es beteiligten sich daran etwa 60 Personen. Die Wege waren gut, das Wetter wie wir es besser nicht hätten wünschen können, und was die Hauptsache war: Die Stimmung der Turner war ungeheuer heiter. Dies Fest wird jedem, der es mitgemacht hat, lange in Erinnerung bleiben, hauptsächlich auch den Jeverländern. Diese waren alle entzückt vom Empfang und der Aufnahme, die sie hier gefunden hatten . . . “

Das Turnen war neu. Alt, aber unvergessen war daneben der Friesensport, das Klootschießen. Selten sind Berichte darüber Hauptinhalt ganzer Briefe, doch wird in der Korrespondenz jüngerer Männer zur Winterszeit fast immer auch irgendein Kampf ‚mit der Kugel‘ erwähnt. - Unter dem 8. Jan. 1868 schreibt Annchen, Georgs (17) junge Frau, an den Schwiegervater in Oldenburg:

„Lieber Vater! Hierbei erfolgen einige Fleischsachen, die Sie mit gutem Appetit verzehren mögen . . . Gestern und vorgestern ist hier großes Kugelwerfen zwischen dem Ovelgönner und dem Ellwürder Amt gewesen, welches zwei Tage gedauert hat. Georg war mit und ist die Nacht in Seefeld geblieben. Er sagte, es wären an die 2000 Menschen versammelt gewesen. Die Ellwürder haben gewonnen und wurden gestern abend, wie Georg mir erzählte, in Stollhamm mit großem Hurrah empfangen. Die fünf Werfer, worunter auch mein Vetter Ernst Cornelius und Peter Onksen, mußten auf bekränzten Stühlen Platz nehmen und wurden alsdann tüchtig traktiert. Die Wette ging um 100 Taler. Georg kam gestern abend um elf wieder nach Hause . . . mit vielen Grüßen Ihre Schwiegertochter Annchen Fr.“

Brautwerbung

Wir haben uns heute daran gewöhnt, daß als Voraussetzung für eine Ehe allein die Zuneigung ausreicht. Vielfältige Berufsmöglichkeiten auch für Frauen, dazu ein zuverlässiges soziales Netz, haben zu weitgehender Unabhängigkeit von eigenem Vermögen wie von der Mitgift des erwählten Partners geführt.

Das war früher anders, und zwar noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Besonders in der Landwirtschaft erforderte ein neu zu gründender Betrieb so viel Kapital, daß abgehende Söhne in der Regel auf eine angemessene Mitgift angewiesen waren. Väter wollten ihre Töchter natürlich auch entsprechend versorgt wissen.

So mußte also sehr sorgfältig abgewogen werden, und eine Ehe ohne Einwilligung der Eltern war so gut wie ausgeschlossen. Natürlich kannten sich die jungen Leute von Tanzfesten und Märkten her, doch ausgesprochen hatten sie sich längst nicht immer. So konnte sich ein Brautwerber keineswegs ganz sicher sein, wenn er bei den Eltern um die Hand der Tochter anhielt.

Längst einig dagegen war man sich offensichtlich im Falle der Auguste Fr. (21), welche in einem treuherzigen Brief an ihren Onkel Jacob Wilhelm im Jahre 1862 ihren Triumph nicht verbergen kann.

„Noch nie, mein lieber Onkel, hast Du von mir einen Brief erhalten. Aber heute kann ich es doch nicht unterlassen, Dir einige Zeilen zu senden und Euch allen mitzuteilen, was sich hier im Hause ereignet hat. Nämlich gestern nachmittag kommt da ein Reiter von Hollwarden her, und wie er hier angekommen, hält er vor unserm Hause an und geht hinein zu Vater. Und denke Dir mal, was er gewollt! Er hat bei Vater um mich angehalten, welcher denn auch sein Jawort mit



Freuden gegeben, da wir alle wissen, daß er so ein lieber und netter Mann ist. Dieser Reiter, also mein jetziger Bräutigam, ist Adolph C., Sohn von Peter C. Leider ist dieser ja schon selig entschlafen, denn gerne hätte ich meinen Schwiegervater noch kennengelernt. Aber der Lauf der Menschen in der Welt ist nun einmal ein Kommen und Gehen.

Ich freue mich nur, daß mein teurer Adolph diesen Berg nun überschritten und es zur Ausführung gebracht hat. Denn daß er mich noch demaleinst als seine Braut heimführen wollte, war schon lange seine Absicht. Der günstige Augenblick war nur noch nicht gekommen . . .

Mit herzlichen Grüßen von uns allen und auch von meinem Bräutigam schließt Deine jetzt so glückliche Auguste.”

Ein Reitersmann als Herzensbrecher! So romantisch konnte es in der Stadt natürlich nicht zugehen.

Eine andere Enkelin Jacob Wilhelms, Auguste Umben (34), war nach dem Tode ihrer Eltern zunächst nach Oldenburg gekommen, befand sich jetzt aber auf dem Hofe ihres Onkels und Vormunds bei Rodenkirchen. Dieser wurde nun vor eine verantwortungsschwere Entscheidung gestellt, als ein Oldenburger Beamter sich mit folgendem Schreiben um das Mädchen bewarb:

„Geehrter Herr Umben! Wie ich vor einigen Tagen das Vergnügen hatte, Sie persönlich kennenzulernen, war es schon meine Absicht, Ihnen das mündlich zu sagen, wozu ich heute den schriftlichen Weg wähle. Es betrifft nämlich Ihre Nichte Fräulein Auguste Umben. Vor kurzer Zeit lernte ich diesselbe in mehreren Gesellschaften kennen, habe mich in sie verliebt und möchte sie gerne heiraten.

Da Sie nun Vormund und Vatersstelle bei Ihrem Fräulein Nichte vertreten, so halte ich es für meine Pflicht, bevor ich mich direkt an Ihr Fräulein Nichte wende, zuerst Sie mit meinem Wunsche bekannt zu machen, um zu erfahren, ob Sie mit dieser Verbindung einverstanden sind. Obgleich ich weiter kein Vermögen besitze, so habe ich doch eine feste lebenslängliche Anstellung und eine jährliche Einnahme von 12 bis 1400 Taler, welches vollkommen hinreicht, um hier in Oldenburg bei bescheidenen Ansprüchen ein sorgenfreies Leben führen zu können. Im übrigen werden Sie ja Gelegenheit haben, sich bei verschiedenen Leuten, sowohl in Rodenkirchen, wie auch in Oldenburg, über meine Verhältnisse zu erkundigen. Es würde mir nur angenehm sein können, da Sie mich noch zu wenig kennen.

Sehr würde ich mich freuen, wenn Sie mich in nächster Zeit hier in Oldenburg einmal besuchen würden, da ich meinen Besuch in Ihrem Hause schon deshalb nicht erneuern darf, um Ihr Fräulein Nichte nicht in unnötiges Gerede zu bringen, wozu die Leute immer bereit sind. - Im Fall nun, daß Sie, geehrter Herr U., nichts gegen meinen Herzenswunsch einzuwenden haben sollten, so bitte ich Sie um die Freundlichkeit, mir recht bald die Erlaubnis zu erteilen, mich brieflich Ihrer Nichte erklären zu dürfen. Sehr gerne würde ich dann auch persönlich erscheinen, jedoch bin ich meiner Sache nicht gewiß genug, und sich einen Korb selbst abzuholen, wäre doch zu unangenehm.

Wenn Sie und Ihre Frau Gemahlin einverstanden sind, könnten Sie mir vielleicht einen kleinen Wink geben, da ich in Heiratssachen sehr unerfahren bin und das Herz eines jungen Mädchens schwer zu ergründen ist. Indem ich Sie bitte, mir diesen Schritt nicht übel zu deuten, ersuche ich Sie, mich Ihrer Familie bestens zu empfehlen und begrüße Sie freundlichst als Ihr ergebenster
H.O.”

Auf dem Lande kannte man sich. Zumindest war Auskunft unschwer zu erlangen. Aber hier? Wie kam das Mädchen überhaupt dazu, diesem Manne schöne Augen zu machen, wo sie doch so gut wie verlobt galt mit ihrem Vetter B.? Der Herr O. hatte wohl recht, als er bemerkte: Das Herz eines jungen Mädchens ist schwer zu ergründen. Der Onkel jedenfalls brauchte Rat und wandte sich deswegen an seinen Mit-Vormund Heinrich Fr. (II):

„Lieber Herr Vetter! Einliegend übersende ich Ihnen einen Brief des Herrn O. aus Oldenburg, durch dessen Inhalt wir diesen Morgen sehr überrascht wurden. Zunächst muß ich Ihnen berichten, daß Auguste sich hier ganz wohl befindet, und obgleich sie wohl gerne in Oldenburg geblieben wäre, so schien sie das Leid darüber schon am folgenden Tage vergessen zu haben. Sie ist immer heiter und guter Dinge. Doch bemerke ich immer mehr, daß sie eigentlich gar keinen Sinn für Tätigkeit hat, überhaupt eine fortgesetzte Tätigkeit garnicht zu kennen scheint. Dies betrübt mich ungemein, denn ich fürchte, es geht nicht mehr aus ihr heraus. Sie ist in dieser Hinsicht ihren Eltern sehr unähnlich. Sonst ist sie ein liebes Mädchen und wir mögen sie alle gern leiden.

Indem ich nun bemüht bin, eine passende Stelle aufs künftige Frühjahr für sie zu finden, kommt schon sogar ein Heiratsantrag. Was ist dabei nun zu machen? Wir wissen es wahrhaftig nicht und sind sehr neugierig, Ihre Ansichten darüber zu hören.

Es war uns einigermaßen auffallend, daß dieser Herr hier am Sonntag zum Casino kam, sich sehr an Auguste heranmachte und uns auch den Tag nachher besuchte.

Ich kann nun kein Urteil abgeben, weil er nur eine Stunde hier war. Er scheint sehr nett zu sein und ich glaube, Auguste interessiert sich sehr für ihn. Ich bitte Sie, mir so bald wie möglich Ihre Ansichten mitzuteilen, denn ihm muß doch eine passende Antwort gegeben werden. Eine vollständige Resolution ist ja noch nicht nötig. Sie haben ja die beste Gelegenheit, Erkundigungen über ihn einzuziehen, und ich werde vorsichtig herauszubringen versuchen, was *sie* darüber denkt. - Mit herzlichen Grüßen an Ihre lb. Frau sehen wir Ihrer Antwort entgegen

Ihr E.U.“

Neugierigen Lesern sei verraten: Herr O. hat seine Auguste gekriegt. Doch, keinen Sinn für Tätigkeit zu besitzen, ist wohl auch für ein Eheleben in der Stadt nicht die beste Voraussetzung. Die Ehe jedenfalls wurde nach wenigen Jahren wieder geschieden.

Rat brauchte auch Jacob Wilhelms Tochter Auguste Meendsen-Bohlken (14) aus Blexen. Ida, ihre Älteste, wurde von einem jungen Mann umworben, der einen Hof im Nachbardorf Tettens besaß, über dessen weitere Vermögensverhältnisse jedoch keine Klarheit bestand, weil er aus dem Jeverland stammte.

Mit ihren Zweifeln wandte sich Auguste an den Vater in Oldenburg:

1864, Jun. 30

„Lieber Vater! Gern hätte ich Dich mündlich sprechen wollen. Da dies aber augenblicklich nicht möglich ist, so nehme ich meine Zuflucht zur Feder, um Dich in einer Angelegenheit, die unsere Ida betrifft, um Rat zu fragen. Es hat nämlich vor einigen Tagen Herr K. aus Tettens um Idas Hand angetragen. Derselbe hat in Tettens in seiner Stelle schon vier oder fünf Jahre gewohnt, und haben wir von dem jungen Mann nie Nachteiliges gehört. Es ist ein solider und gebildeter Mann. Die Mutter und Schwester hast Du neulich im Postwagen kennengelernt. Überhaupt müssen wir bekennen, daß, was den jungen Mann so wie dessen Familie anbetrifft, nichts zu wünschen übrig bleibt. Doch ist sein Vermögen, wie ich glaube, nicht groß. Auf jeden Fall muß er seinen Bruder, der als Kaufmann nach Amerika gegangen ist, noch abbezahlen.

Du kannst Dir nun denken, lieber Vater, daß bei uns jetzt guter Rat teuer ist. Ich muß noch hinzufügen: Was Ida anbetrifft, so ist sie wohl schwerlich von ihrem Vorsatz abzubringen, denn schon vor längerer Zeit sagte sie mir, wenn K. um sie anhielte, so würde sie niemals einem anderen die Hand reichen.

Mein Mann und ich wissen wirklich nicht, was wir zu der Geschichte sagen sollen, deshalb schreibe recht bald wieder Deiner Dich liebenden Tochter Auguste.“

Das Brandunglück

Die Antwort wird positiv gewesen sein, denn noch im gleichen Jahr fand die Hochzeit statt. Doch schon im nächsten Sommer, am 2. Aug. 1865, berichtet die verzweifelte Mutter über ein großes Unglück, welches das junge Paar betroffen hat:

„Lieber Vater! Gewiß hat Diedrich Dir unsern Gruß überbracht und gesagt, wie sehr sehr traurig es hier auf dem Felde aussieht, wir selbst dagegen alle munter und wohl wären.

Leider muß ich Dir heute mit weinenden Augen klagen, daß uns - oder vielmehr unsere arme Ida und K. - gestern bei dem furchtbaren Sturm ein großes Unglück betroffen hat. Ihnen ist nämlich ihr Haus abgebrannt und ist unser armes Kind nur mit genauer Not aus dem Hause gerettet. Ihre ganze schöne Aussteuer an Leinenzeug, ihre schönen Porzellansachen und Hochzeitsgeschenke, wovon nichts versichert ist, liegt in Asche. Bloß ihr Silberzeug soll größtenteils gerettet sein. Von K. seinen Sachen, die zum Teil auch nur niedrig versichert sind, ist manches gerettet. Der neue Anbau ist, da der Wind hinten auf stand, stehen geblieben, natürlich auch beschädigt, doch soll dies versichert sein.

O wie kann uns doch ein Tag, eine Stunde, unglücklich machen! Gestern eine Stunde vor Mittag, hieß es auf einmal, in Tettens wäre Brand und wurde uns denn auch bald die Gewißheit, daß es K. sein Haus wäre. Du kannst Dir denken, daß wir uns nicht säumten, sondern uns so schnell wie möglich auf den Weg machten. Als wir dort ankamen, fanden wir unsere arme Ida und K. ganz in Verzweiflung am Deiche liegen. Sie sind noch bei H. in Tettens.

Das Feuer ist wahrscheinlich in der Röhre vom Sparherd angegangen, wozu der schreckliche Sturm dann das Seine getan hat. Es war nur eine Stunde und alles lag in Asche. Ach, lieber Vater, wie ich zu Mute bin, kann ich Dir gar nicht sagen. Ich habe Ida all mein schönes Leinen, was ich in zwanzig Jahren zusammengespart, mitgegeben, und dazu noch für 60 Taler Drell und feines Leinen. Und jetzt hat sie nichts als ihr Hemd überm Leibe, und ich muß wieder von vorne anfangen zu kaufen und zu schaffen.

Zudem kommt ein Unglück nie allein. Der Sturm hat uns unsere Rapsaat total ausgedroschen und ist auch die Hoffnung, hier noch etwas draus zu machen, verloren. Das Land sieht hier schrecklich traurig aus. Man kann die wenigen Früchte nicht mehr vor dem Vieh, das durch alle Gräben geht, verwahren.

Ach lieber guter Vater, ich wollte, ich könnte Dich mit diesen Klagen verschonen, denn ich weiß, daß unsere Sorgen auch Deine Sorgen sind. Doch dann würdest Du es von Fremden erfahren haben. Wenn doch dies Jahr nicht so traurig wäre, wir würden die Kosten noch eher überwinden.

Mein schlechtes Schreiben, lieber Vater, muß Du entschuldigen, denn meine Augen sind von dem vielen Weinen so angegriffen, daß ich fast nichts mehr sehe.

Deine Tochter Auguste.“

Glaubensfragen

Jacob Wilhelm war und blieb auch im Alter Mittelpunkt der Familie, obwohl er fern von Kindern und Enkelkindern in der Stadt lebte. Zu allen wichtigen Entscheidungen wurde sein Rat eingeholt. Und dieser Rat war von unbestechlicher Ehrlichkeit, sachlich, gerecht und unsentimental, doch nie ohne Güte. Er war ein vielseitig interessierter Mensch. Zu seiner Hinterlassenschaft gehören Bücher über Geschichte, Naturwissenschaften und Astronomie. Sein Hobby war dagegen die Trigonometrie. Hefte und Zettel mit Berechnungen und Skizzen - dazu natürlich auch eine Logarithmentafel - liefern den Beweis.

Da konnte es auch nicht ausbleiben, daß er auch in Diskussionen über letzte Dinge und Fragen des Glaubens verwickelt wurde. Engstirniger Dogmatismus aber war ihm fremd, und so war es in einem Gespräch mit dem stud. theol. Kleinert, Sohn des Langwarder Pastoren, zu keiner Übereinstimmung gekommen. Der junge Theologe versuchte nun, in einem Briefe den Alten doch noch zu überzeugen. Das hätte er lie-



ber lassen sollen, denn die Antwort, die ihm darauf zuteil wurde, konnte er sich ‚hinter den Spiegel stecken‘.

Brief und Antwort lauten wie folgt:

Oldenburg, d. 3. Jan. 1856

„Lieber Herr Francksen! Da ich nicht wissen kann, ob ich Sie zu Hause treffen werde, so will ich's schriftlich sagen.

Sie erinnern sich, daß wir davon sprachen, wie der Mensch wohl Manches ausrichten könne, nur eines nicht. Ich sagte, der Mensch müsse erneuert, aus dem Geiste Gottes wiedergeboren werden. Ein Mensch von Glauben und Gewissen kann nämlich wohl ein gewisses gottesfürchtiges und tugendhaftes Leben führen und für Bildung und Wohlstand sorgen, so wie Glück und Segen verbreiten. Aber nach dem Christentum ist ein solcher Sinn und Wandel doch immer nicht genug, um die Menschen recht selig, recht heilig, recht gefällig vor Gott zu machen, so daß derselbe im göttlichen Gerichte bestehen kann. Und zwar gilt dies für alle, ohne Unterschied.

Das Christentum sagt, daß der Mensch nur bestehen kann, wenn er erneuert, von neuem geboren ist aus Gottes Geist. Und wodurch? Durch den Glauben an Jesum Christum. Diesen Glauben kann sich aber kein Mensch selbst geben, ebenso wenig wie das Leben. Nur Gott kann es, und Gott tut es - aus göttlicher Gnade. Der Mensch bittet zuerst um Vergebung seiner Sünden, damit zwischen ihm und Gott keine Scheidewand sei. Gott hört - Gott vergibt. Wer an den Sohn glaubt, erlangt das ewige Leben. Dann muß auch der Wandel neu sein.

Es könnte nun nahe liegen, und der natürliche Mensch kommt auch bald darauf, daß man doch die Gaben, die Gott gegeben, gebrauche, daß man doch streben müsse, Gutes zu tun. Das ist auch recht; aber es ist nicht recht ohne Glauben an den Sohn. Es ist vielmehr, als wenn einer auf die Frage: Wie soll ein kranker Baum gut werden? sagen wollte: Dadurch, daß er gute Früchte trägt. Jeder, der etwas nachdenkt, wird dies Wort sogleich tadeln. Wie der Baum selbst, so des Baumes Frucht. Wie der Mensch selbst, so des Menschen Werk. Der Baum trägt nur gut, wenn er erst gut wird; der Mensch denkt und handelt nur gut, wenn er erst gut ist und wird. Aber gut werden kann man nicht so, daß man Gutes zu tun strebt, sondern, daß man zuvor Mittel gebraucht, die den inneren Menschen gut machen, und so wie es Gott will, *wie es vor ihm gerecht ist*. Erst *wird* der Mensch so gerecht, dann *wandelt* der Mensch auch gerecht. Und wodurch? Welches ist dann das Mittel? Der Glaube an Jesum Christum! Denn so lehrt die göttliche Wahrheit, und die - *kann nicht irren*. Ohne Jesum Christum keine Seligkeit, hier nicht und dort nicht. Der Glaube an ihn macht den Menschen gerecht.

Gott befohlen! F.Kleinert.“

„Lieber Herr Kleinert! Ihren Brief vom 3. des Monats habe ich erhalten, muß Ihnen aber darauf erwidern, daß Ihre Religions- und Glaubensansichten nicht die meinigen sind, und muß Sie daher bitten, mich für die Zukunft mit ähnlichen Zuschriften zu verschonen, da Sie mich in meinem Alter doch nicht mehr zum Prose-

lyten (= Glaubensüberläufer) machen werden, und somit Ihre Mühe dieserhalb nur verschwendet sein wird.

Ich las neulich in einem Buche, worin über den Foucaultschen Beweis der Achsendrehung der Erde verhandelt wurde, folgenden Satz: „Schade, daß Galilei, der doch die Gesetze der Pendelbewegung entdeckt hat, auf diesen schönen Gedanken nicht gekommen ist. Freilich würde er schwerlich durch diesen augenfälligen Beweis den Zorn seiner Widersacher beschwichtigt haben, denn wer sich gewöhnt hat, mit Glaubensaugen zu sehen, sieht eben das vor Augen liegende nicht. Müller sagt in seinem evangelischen Herzensspiegel: ‚Ein gläubiger Mensch muß von sich selbst ein Rätsel machen: Was ich sehe, das sehe ich nicht; und was ich nicht sehe, das sehe ich.‘ Das nennen sie also Gläubigkeit, die vor Gott angenehm mache, Frommsein, und hoffen durch diese an sich selbst vollendete Blendung, - eine Verleugnung der Gottesgabe des Sehens und Denkens - auf einen höheren Stuhl im Himmel!“

Es dürfte hiernach wohl sehr unnütz sein, mich in weitläufige Verhandlungen über den Inhalt Ihres Briefes einzulassen, aber wenn Sie am Schlusse Ihres Briefes allen Nichtchristen, vielleicht auch Ihren anders als Sie denkenden und glaubenden Mitchristen, die Seligkeit hier und dort absprechen, so ist dieses doch zu stark und empörend. Wie ist es möglich, daß Sie sich so weit haben verirren können!

Nie und nimmer kann und werde ich solchen Grundsätzen huldigen. Die Grundsätze, welche mir bisher zur Richtschnur gedient haben und auch ferner dienen werden, liegen in dem folgenden Verse eines Liedes:

Mit Frömmeln ist Gott nichts getan,
Sind alles seine Kinder;
Ob Bürger oder Bauersmann -
Drum liebt er sie nicht minder.
Der Beste ihm der Liebste ist,
Sei's Jude, Heide, Türke, Christ. -

Und somit schließe ich mit dem Gruße: Gott befohlen!

Oldenburg, 1857 Jan. 5 Jacob Wilhelm Francksen.“

Das war deutlich, und Herr K. muß die Lektion verstanden haben, denn weitere Briefe von ihm liegen nicht vor.

Eine ‚windige‘ Angelegenheit

Wir kehren zurück nach Butjadingen, wo im Juli des Jahres 1861 Sohn Wilhelm (16) von seiner Heimfahrt berichtet, nachdem er und seine Frau den Vater in Oldenburg per Pferd und Wagen besucht hatten, dabei aber in einen Dauerregen geraten waren.

„Lieber Vater! Glückliche und wohlbehalten, aber erst um 11 Uhr, sind wir gestern hier wieder angekommen. Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß wir eine sehr schlechte Tour gehabt haben, denn - wie Du Dir denken kannst - bis Rodenkirchen sind wir in einem Regen gefahren. Das alles war aber noch nichts gegen die Strecke von Stollhamm nach hier. Wir fuhren auf dem sogenannten Telegraphenweg, weil derselbe uns als der beste empfohlen worden war. Aber ich sage Dir: Mit Lebensgefahr haben wir ihn zurückgelegt. Er war sehr spürig und dermaßen überschwemmt, daß wir durch Strecken Wassers von gewiß einigen hundert Schritt Länge fahren mußten. Die Pferde gingen teilweise bis untern Bauch hinein. Da von dem Wasser die Löcher im Wege nicht zu sehen waren, so trat eines der Pferde in ein solches und stürzte, kam aber glücklicherweise nicht ganz zu Fall und erhob sich wieder, sonst hätten wir wohl in den Graben kommen können. Das Wasser ist seit Sonnabend wenigstens 1 ½ Fuß gestiegen. Hier ist jetzt fast ebenso viel Wasser wie am Sonnabend bei Oldenbrok. Wenn man bei Müllers Hause auf der Ruhwarder Burg steht und schaut in die Burmeide, so erblickt man eine Wasserfläche, aus der nur das lange Gras so eben herausragt. Es hieß, in Stollhamm wollte sich jemand ein Floß bauen, und darauf seine Kühe einzeln nach Haus holen.

Um uns und unsern Pferden Erholung zu verschaffen, wählten wir auf unsrer gestrigen Rückreise solche Wirtshäuser, wo wir in einen Stall fahren konnten, um Schutz für die Pferde und für uns ein trockenes Ab- und Aufsteigen zu haben. Aus diesem Grunde hielten wir auch bei dem alten Wirt Behrens zu Oldenbrokerkirche an und kann ich nicht umhin, Dir zwei komische Geschichten mitzuteilen, welche derselbe mir erzählte. Was Du aber davon glauben kannst, mußst Du selbst wissen; mir scheinen sie etwas ans Fabelhafte zu grenzen, obgleich Behrens fest von der Wahrheit überzeugt war. Nummer eins ist: Vor einigen Tagen sei im Jeverlande - wenn ich nicht irre, so nannte er den Ort Etzel - eine Magd beim Böhnern der Milchgerätschaften gewesen, dabei von einem Wirbelwinde, sogen. Windhose erfaßt, aufgehoben und so weit weggeführt, daß bis jetzt noch keine Spur von dem Mädchen wieder zu finden sei.

In der zweiten Anekdote spielt die Windhose eine noch bedeutendere Rolle. Am 16. Juni nämlich, an dem Tage, an welchem die Gemeinden Rastede und Zwischenahn so sehr durch Hagelschlag gelitten haben, habe sich bei dem Gewitter eine Windhose gebildet, die starke eichene Bäume teils entwurzelt, teils abgedreht habe. Damit aber nicht genug, habe sie das Zwischenahner Meer halb ausgesogen. Diese Wassermasse sei in der Luft zu Eis gefroren und auf die vom Hagelschlag betroffenen Ortschaften niedergefallen. „Also davon sind die großen Eisstücke gekommen, welche in den Gemeinden Rastede und Zwischenahn so vielen Schaden angerichtet haben?“ fragte ich. „Sonst nirgends von“, antwortete Behrens. -

Doch ich muß schließen. Viele Grüße von Deinem Sohn Wilhelm.“

Das war ‚lögenhaft to vertellen‘, wie die Alten das ausdrückten. Auch abenteuerlich, aber diesmal wahr, war eine Begebenheit, die Sohn Heinrich (11) in einem Brief vom 9. Febr. 1869 dem Vater schilderte:

„ . . . Du wirst aus der Zeitung erfahren haben, daß mir am Sonntag vor acht Tagen eine Quene entlaufen ist. Der Knecht sollte damit nach Ruhwarden zum Bullen. Dort erschrickt dieselbe vor einem Hund, kommt dem Knecht aus der Gewalt und geht über alle Gräben nach Mürrwarden, Burmeide, Rote Henne, Bree, Seeverns, Mengershausen, Roddens, Beckmannsfeld, Eckwarder Speicher, Eckwarden und wieder zurück zum Eckw. Speicher. Von da übern Eckwarder Siel, wohin wir sie verfolgten, dann aber aufgeben mußten, weil es zu dunkel wurde. Sie soll bis ungefähr Eckwarderhörne gewesen sein, dann wieder umgelaufen und nach Beckmannsfeld, den neuen Deich lang bis ungefähr zum Durchschlag, dann wieder zurück, den alten Deich entlang bis zum Seefelderweg, auf Kloppenburgs Land. Da ist sie am andern Morgen gesehen worden, soll jetzt am Seefelder Außendeich oder am Moordeich sein und so wild, daß sie ohne Lebensgefahr nicht zu kriegen ist. Als ich Sonnabend nach Kloppenburgs Land war, jagten schon 5-6 Leute hinter dem Tier, um sich die 10 Taler zu verdienen, die ich ausgeben hatte. Aber vergebens; sie war schon wieder so wild, daß sie auf die Leute losging. Dann lief sie nach Reitlander Zoll und dort über den Deich. Wo sie dann geblieben ist, weiß ich nicht, weil ich wieder nach Hause mußte.“

Den Schluß dieses Amoklaufs erfahren wir eine Woche später:

„Die Quene, die mir entlaufen war, habe ich wieder. Sie ist am Moordeich aufgegriffen worden. Hunger, Kälte und fürchterliche Strapazen haben sie ermüdet und abgemattet. Mehrere male ist auf sie geschossen worden; die Haut hat sie noch voller Hagelkörner. Über hundert Menschen sollen dahinter gewesen sein. Beinahe sind sie mit dem Tier nach den Oberahnischen Feldern hingewesen. Nur die ankommende Flut hat sie daran gehindert und zurückgetrieben.“

Zehn Taler Belohnung waren damals für manchen eine Menge Geld, vor allem in der arbeitsarmen - und damit verdienstlosen - Winterszeit.

Neue Verkehrswege

Die letzten Briefe, die sich mit Butjadinger Verkehrsverhältnissen befaßten, waren 1857 geschrieben und schilderten eine Fahrt mit der Postkutsche bis Strohausen. Seither hatte sich einiges getan. Auf der 1861 bis Fedderwardersiel fertiggestellten Chaussee verkehrte nun zweimal täglich ein Postwagen mit Personenbeförderung von und nach Oldenburg, so daß Georg aus Ruhwarden 1869 den Vater zur Taufe seines kleinen Sohnes einladen konnte mit dem Hinweis:

„Die Tour kannst Du am besten und bequemsten machen, wenn Du am Donnerstag mit der 7-Uhr-Post von dort ab nach Burhave fährst und am Freitage mit Bruder Fritz nach hier kommst.“



War das schon eine große Errungenschaft, so hatte zum gleichen Termin für die Stadt-Oldenburger bereits das Eisenbahn-Zeitalter begonnen. Seit 1867 verlief die Strecke von Bremen über Oldenburg nach Heppens, dem neuen großen Kriegshafen, der 1869 den Namen Wilhelmshaven erhielt.

Eine Fahrt mit der neuen Eisenbahn wird damals der Wunsch vieler Kinder und Jugendlicher gewesen sein. Da kann es nicht wundern, wenn sich auch eine Enkelin beim Großvater einzuschmeicheln versucht, die sonst vom Schreiben nicht viel hielt. Im Juli 1867 erreichte Jacob Wilhelm der folgende Brief:

Blexen, Juli 26. 1867

„Lieber Großvater! Wundere Dich nicht, daß Du auch mal einen Brief von mir erhältst. Gewiß denkst Du, es sei wegen einer Besorgung, doch für diesmal irrst Du, lieber Großvater.

Da nun schon seit vierzehn Tagen die Eisenbahn eingeweiht, und ganz Oldenburg sie gewiß schon probiert und eine kleine Reise darauf gemacht hat, so wirst doch auch Du, der Du den Zug immer so lustig Deinem Hause vorbeipfeifen siehst*), Lust zum Reisen bekommen, und wollte ich Dich denn an Dein Versprechen erinnern, mich als Gesellschafterin mitzunehmen. Ich käme bei der Gelegenheit doch auch mal aus unserm lieben Blexen heraus, denn da die Wege bei diesem immerwährenden Regen unbefahrbar sind, so ist per Wagen wohl kein Gedanke daran, und schon neigt sich der Sommer seinem Ende wieder zu. Dann kommt der lange Winter, - das sind traurige Aussichten für ein reiselustiges Mädchen. Deshalb, lieber Großvater, hoffe ich: Du erbarmst Dich eines gefangenen Vogels. Herzliche Grüße von den Eltern und Deiner Enkelin Sophie (33).“

Ganz allmählich schoben sich nun die Eisenbahngleise auch in Richtung Butjadingen vor. Von Hude abzweigend, konnte zum 1. 1. 1873 die Strecke bis Brake in Betrieb genommen werden. Für die Landbevölkerung war der Bahnverkehr natürlich etwas Neues, bei dem es zunächst noch Erfahrungen zu sammeln galt. So berichtet denn im Dezember des Eröffnungsjahres 1873 Heinrich (11) aus Tossenser Altendeich an den Vater:

„Von Oldenburg bin ich noch am selben Tage, als ich von Dir fortging, gut wieder zu Hause angekommen, obgleich mir das Schicksal doch beinahe noch einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Nach Deiner Fahrtablelle sollte der Zug nach Hude erst um 2 Uhr 42 Min. abgehen, und da ich doch wenigstens eine $\frac{3}{4}$ Stunde früher von Dir wegging, um auch den Rechnungssteller J. noch zu sprechen, glaubte ich noch viel zu früh zu kommen. In dieser festen Meinung ging ich ganz langsam über Staustraße und Stau zum Bahnhof. Ungefähr beim Bahnhof begegneten mir ein paar Leute, die ich frug, ob der Zug nach Hude schon bald abfahre. Der Zug nach Hude, hieß es, ist schon weg oder wird jetzt gerade abgehen. Obgleich ich garnicht daran glauben wollte, was die Leute mir sagten, wurde ich doch dadurch veranlaßt, etwas besser auszusprechen, und ging auch

*) Jacob Wilhelm wohnte in Oldenburg Ecke Peterstraße/Pferdemarkt.

gleich vorne auf den Perron, und nicht erst durchs Bahnhofsgebäude. Dort angekommen, ging der Zug just neben mir weg. - Ein Schaffner, den ich gleich traf und frug, wann der Zug nach Hude abgehe, sagte mir: Da geht er hin. Was war nun zu tun? Der Zug kam schon immer stärker in Gange, und bald war der letzte Wagen und das letzte Coupee neben mir. Bedenken durfte ich mich nicht mehr, und mit wollte ich. Ich nahm mir ein Herz und sprang auf das Trittbrett, wie solche an jedem Wagen sind. Der Schaffner auf dem Perron schalt: Was unterstehen Sie sich, etc. Ich riß aber schnell die Tür auf und war auch schon hinein, ehe es der Schaffner hindern konnte. - Nun war ich aber in das letzte Coupee gekommen, worin die Beamten sind und die Bremse. Erstaunt fragten sie: Was wollen Sie und wo kommen Sie her? Ich gestand natürlich gleich, daß ich durch Versehen zu spät gekommen sei und noch gar kein Billet hätte. Wenn ich dadurch bruchfällig (= straffällig) geworden, so müsse ich eben bezahlen, etc. Diese Beamten schienen aber garnicht so böse zu sein wie der auf dem Perron und sagten mir ganz freundlich und lachend, damit sollte es sich wohl helfen, aber in Zukunft solle ich doch lieber etwas früher kommen, weil es ihnen doch zu gefährlich für mich erschien, so im Gange einzuspringen. Auf der nächsten Station könne ich das Fahrgeld mit 5 sgr nur an sie bezahlen und in Hude ein Billet nach Brake nehmen. Damit sei die Sache abgemacht.

Nachdem ich den Herren noch eine Zigarre traktiert und ihnen für ihre Freundlichkeit gedankt hatte, waren wir auch schon in Wüstring, wo mir ein anderes Coupee angewiesen wurde.“

Auswanderer

Über eine weitere Möglichkeit, von Butjadingen nach Oldenburg zu reisen - und natürlich umgekehrt - ist noch garnicht gesprochen worden. Schließlich liegt Oldenburg an der Hunte und war somit auch per Schiff zu erreichen. Für den gesamten Fracht- und Stückgutverkehr war dieser Beförderungsweg selbstverständlich. Die Schiffer von Fedderwardersiel, Blexen oder Atens brachten die ihnen anvertrauten Sendungen den Empfängern in Oldenburg ins Haus und besorgten ihre Rückfracht gemäß den ihnen erteilten Aufträgen. Da sie aber von Gezeiten und Wind abhängig waren, dauerten ihre Fahrten zu lange, um für eilige Reisende interessant zu sein.

Ein geregelter Personenverkehr war deshalb nur mit den Dampfschiffen möglich, die zum einen zwischen Bremen und Bremerhaven, und zum anderen zwischen Oldenburg und Bremen verkehrten. Reisende von Oldenburg nach Butjadingen - oder umgekehrt - mußten bei Elsfleth/Lienen von Schiff zu Schiff umsteigen.

Brake, und vor allem Bremerhaven, hatten sich inzwischen zu Auswanderungshäfen entwickelt, wohin zu den Abfahrtszeiten der Amerikaschiffe Menschenströme unterwegs waren. Schon in einem Brief Wilhelms (Burmeide) (16) an die Eltern vom 7. Nov. 1856 wird eine solche Begegnung mit Auswanderern erwähnt:



„Glücklich sind wir hier wieder angelangt, obgleich es uns etwas spät wurde, denn wir waren des abends um 8 Uhr erst zu Hause. Auf dem Schiffe war es sehr kalt. Zudem mußten wir sehr lange bei Lienen liegen, ehe die Dampfschiffe von Bremen kamen, weil der Nebel ihnen hinderlich gewesen war. Als der ‚Hanseat‘, welcher der letzte war, endlich kam, brachte er eine solche Masse Auswanderer mit, daß die Kajüten vollgepfropft waren und man vor schlechter Luft fast ersticken mußte. Auf dem Decke konnte man's vor Kälte nicht aushalten, trotzdem stand es auch da noch voller Menschen. Nach 2 Uhr waren wir endlich in Großensiel . . .“

Seit 1847 schon konnten Auswanderungswillige aus südlicheren Staaten des Bundesgebiets Bremen mit der Eisenbahn erreichen. Von da ging es dann mit den Weser-Dampfschiffen zu den Auswanderungshäfen. Daran hatte sich bis 1867, als Auguste Bohlken (14) von Blexen an ihren Vater nachstehenden Brief schrieb, nur geändert, daß jetzt auch Bremerhaven Eisenbahnanschluß besaß, und zwar seit 1862. Doch war der Wasserweg nach wie vor der billigste.

Blexen, 19. Apr. 1867

„Lieber Vater! Ich benütze diesen ruhigen und stillen Tag, um Dir über unsere Rückreise zu berichten. Die Tour konnte man von Anfang an wohl eine abenteuerliche nennen. Schon von Oldenburg her war das Schiff mit Auswanderern und deren Gut so bepackt, daß ein längerer Aufenthalt bei Elsfleth schon vorherzusehen war, und hätte ich nicht einem der Leute ein Trinkgeld gegeben, hätten wir - glaube ich - unsere Sachen nicht wieder herausgefunden. Doch auch in anderer Hinsicht stießen wir gleich anfangs schon auf Hindernisse. Das Schiff erhielt nämlich gleich neben der Eisenbahnbrücke durch vier dort angebrachte Pfähle einen Stoß, worauf es scheuerte und dann stille lag. Anfangs glaubten einige, wir müßten hier wohl aussteigen, weil an der Maschine was entzwei wäre, doch kamen wir bald wieder in Gange.

Wir kamen nun ziemlich schnell nach Elsfleth, aber die Wirtschaft mit dem Umsteigen, die es da gab, zu beschreiben, ist unmöglich. Wir freuten uns, als wir dank des Trinkgeldes unsere Sachen glücklich auf dem anderen Schiffe hatten und konnten von dort nun alles ruhig mit ansehen. Der Bremer Kapitän schalt auf Stühmer (das war wohl der Kapitän des Hundedampfers), wie er sich unterstehen konnte, so eine Ladung von Oldenburg mitzubringen. Er hätte doch wissen müssen, daß sein Schiff schon genug Ladung von Bremen mitbrächte und er könnte und wollte nicht alles mitnehmen. Und dazu das Geschrei von wohl zwanzig kleinen Kindern, die von all dem Lärm wohl verängstigt waren. Ich kann Dir sagen, es war ein schreckliches Gewirr.

Auch bei Brake und Strohausen warteten noch Auswanderer mit ihren Sachen, aber der Kapitän wollte nichts mehr mitnehmen. Bei Großensiel wäre bald noch ein großes Unglück passiert. Eine junge Frau, die dort aussteigen wollte, fiel neben den Steg in die Weser. Es sah schrecklich aus, wie die Frau die Arme hochhielt und um Hilfe schrie. Sie wurde aber Gott sei Dank schnell gerettet. Die arme Frau, sie sah so blaß aus. Ob Müllers ihr wohl trockene Kleider gegeben?

Durch diesen Vorfall war mir wirklich etwas ängstlich zumute und hatte wenig Lust, noch in einer Jolle über die Weser zu fahren. Als uns nun der ‚Vorwärts‘ begegnete, nahm ich mir ein Herz und bat den Kapitän, ob er uns nicht in Blexen absetzen könnte. Doch er verneinte es und mußten wir trüben Blickes zu unserm Blexer Anleger hinübersehen. Doch siehe da - es kam eine Jolle, in der Leute winkten, mitgenommen zu werden, und der Kapitän war wirklich so gefällig, zu stoppen. Mit diesem Boot konnten wir nun zum Anleger zurückfahren, wo mein Mann und H. schon auf uns warteten. -

Viele herzliche Grüße von Deiner Tochter Auguste.“

Auch aus der Familie Francksen waren inzwischen einige Mitglieder ‚über den großen Teich‘ gefahren, um im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ihr Glück zu versuchen. Einer von ihnen war Wilhelm (18), Sohn von Jacob Wilhelms Bruder Meend in Hollwarden. Es ist nicht uninteressant zu lesen, was Wilhelm, der in Deutschland ein Jurastudium abgebrochen hatte, über seine ersten Eindrücke in der neuen Welt schreibt:

Madison, Wisconsin, August 4, 1861

„Lieber Vater! . . . Ihr wißt nicht, wie wohltuend hier Briefe sind mit Nachrichten aus der alten Heimat, denn es gibt hier kein heimatliches Gefühl, man mag hier sein so lange man will. Es fehlt alle Gemütlichkeit, ohne die der Deutsche eine Heimat sich nicht vorstellen kann.

Ein einzelner Mann kann hier leicht sein Leben machen und auch ein materielles Wohlleben führen, freilich, auf Erholungen höherer Art wie in Deutschland darf er dabei nicht rechnen. Für das aber, was Ihr da drüben Familienleben nennt, fehlt es hier an allen Bedingungen.

Heiraten ist Geschäftssache. Die Kinder sind freie Bürger der United States und als solche wollen sie sich behandelt wissen von Eltern und Erziehern. Sie wachsen darum auch auf wie das Vieh, und wenn die Jungen erwachsen sind, so sind es rohe, unwissende Flegel, je nach Vermögen mehr oder weniger dressiert, aber stets ohne irgendwelche durchgehende Bildung, namentlich stets ohne Gefühl für Recht und Sittlichkeit. Das einzige was sie lernen, ist Geld zu machen, und darin hat es der Amerikaner allen Nationen zuvor getan.

Ebenso läßt sich ihm ein gewisser praktischer Instinkt nicht absprechen, doch sind die meisten großen Erfindungen in Amerika von Ausländern ausgegangen und nur von Amerikanern praktisch angewandt und verbessert. Die gewöhnlich hier von Handwerkern und Fabriken gelieferten Sachen sind sehr flüchtig und unfleißig gemacht, weshalb Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes hier ungemein geachtet sind, wie das jeder Auswanderer erfahren muß. Ein abgetragener deutscher Tuchrock hält noch bequem gegen sieben neue amerikanische aus. Man macht sich hier alles so leicht wie möglich. Mit Flickern gibt man sich nicht ab, und hie und da ein Loch geniert niemand. Wer es eben kann, kauft sich für das zerrissene Stück ein neues und wirft das alte weg. Die hiesigen Frauen hassen das Flickern. Alle, ohne Ausnahme, sind Ladies - Damen - und genießen einer rücksichtsvollen Behandlung.



Man macht es sich hier so leicht wie möglich. Alle Sachen werden verhältnismäßig billig in Läden gekauft und man trägt sie, solange sie zusammenhalten. Alle haben das Prinzip, sich das Leben möglichst leicht zu machen und sitzen am liebsten in ihrem nie fehlenden Rocking-chair - Wiegenstuhl - und beschäftigen sich scheinbar mit Lesen. In Wirklichkeit tun sie nichts und langweilen sich grausam. Der amerikanische Mann dagegen ist stets busy - geschäftig - und hat nie Zeit. Selbst das Essen geschieht in größter Eile. Er spekuliert fortwährend und hat nur Sinn für das Geld. Diese Jagd nach dem Geld hält ihn stets in fieberhafter Bewegung und hindert sein Fettwerden. Er ist deshalb stets dürr und ausgetrocknet wie ein Stock. Das einzige, worauf er hält, ist Reinlichkeit, namentlich frische Leibwäsche, welche dabei immerhin zerfetzt sein darf. Sonst wechselt er alles gleichgültig: er ist heute dies und morgen das, kauft und baut Häuser, Farmen und Fabriken, um sie morgen wieder zu verschachern. An diese gesellschaftlichen Verhältnisse Amerikas, die ich durchaus nicht loben will, muß sich der Deutsche erst mühsam gewöhnen. Der frisch Angekommene, sogenannte Grüne, steht hier in der ersten Zeit immer hölzern und dumm da, wenn er auch draußen die Welt gesehen hat, und entgeht daher auch selten ganz den Schwindeleien, die ihn hier von allen Seiten bedrohen. Hier muß man alles mißtrauisch ansehen, private sowohl als öffentliche Einrichtungen: Eisenbahnen, Dampfschiffe, sogar das kleinste Geldstück. Hinter allem lauert Humbug und Betrug.

Dazu kommt, daß die Rechtsverhältnisse hier ungefähr auf der Stufe stehen wie in Deutschland zur Zeit des Mittelalters, freilich aus einer andern Ursache. In Europa herrschte damals ein sehr unentwickeltes Recht. Hier dagegen haben wir Gesetze, die ursprünglich für hochentwickelte Menschen gegeben wurden, deren Anwendung aber jetzt unter lauter Spitzbuben und Schwindlern auf größte Schwierigkeiten stoßen müssen. Daher gilt denn hier heutzutage meist das Recht des Stärkeren. Je nachdem, wieviel Geld einer aufzuwenden hat oder Anhang beim Pöbel besitzt.

Es ist durch und durch faul in Amerika. Vielleicht wird es besser nach dem Kriege, der augenblicklich schwer über dem Lande hängt, . . . Die meisten der bis jetzt in den Krieg Gezogenen glaubten die Sache zu leicht beenden zu können. Sie wollten auf bequeme Weise Geld machen und sehen sich jetzt bitter getäuscht. Andere gingen wirklich aus Patriotismus; aber auch diese wurden bald abgekühlt. Schuld daran waren die mannigfachen auf der Hand liegenden Fehler der Generäle, Mißtrauen gegen die Regierung und besonders der jedem Soldaten fühlbare Umstand, daß er hinsichtlich der Verpflegung, für die die Nation eine mehr als hinreichende Summe bezahlt, im Felde vollständig in die Hände von Schwindlern und Betrügnern gegeben ist, die das den Soldaten Zukommende gewissenlos in die Tasche stecken . . .“

Trotz seines Widerwillens gegen das Militär entging Wilhelm nicht dem Kriegsdienst. Er mußte mit gegen die Südstaaten ziehen, wurde im September 1863 durch je einen Hals- und Rückenschuß schwer verwundet und starb 1876 in Chicago.



Militärdienst und Krieg

Das war Amerika. Wie aber verhielten sich die jungen Männer in der alten Heimat, wenn das Vaterland zur Fahne rief, das neue größere Vaterland, von dem die Turner so schwärmten?

Nun, der Bereitschaft, sich im Kriegsfall zur Verfügung zu stellen, stand allgemein der Unwille gegen einen dreijährigen Militärdienst in Friedenszeiten gegenüber. Verdienstausschlag und Unterbrechung der Ausbildung dürften schon damals auf viele abschreckend gewirkt haben. Andere fürchteten den rauhen militärischen Umgangston. Wer es sich leisten konnte, kaufte sich einen Stellvertreter, wozu sich oft gediente Soldaten im Unteroffiziersrang zur Verfügung stellten.

Nun wurden aber nicht alle Wehrfähigen für den Dienst benötigt, weshalb eine Auswahl durch Losverfahren getroffen wurde. Davon berichtet Jacob Wilhelms Enkel Theodor Bruncken (31), derzeit kaufmännischer Gehilfe in Dreisielen bei Berne:

Dreisielen, 22. März 1863

„Lieber Großvater! Seit vorgestern bin ich von meiner Tour ins Butjadingerland zum Zwecke der Losung nach hier zurückgekehrt, und komme ich erst heute dazu, Dir das Ergebnis mitzuteilen. Wir scheinen in unserer Familie Glück damit zu haben, denn Georg ist mir vor zwei Jahren ja schon mit gutem Beispiel vorgegangen. Ich habe ihn in der Loszahl noch glänzend übertroffen. Er bekam damals nur 75, mich aber beglückte Fortuna mit No. 126. Das war mehr als notwendig, denn ich glaube, daß es die zweithöchste Nummer ist, die herausgekommen ist. Merkwürdigerweise blieben alle höheren Nummern im Topfe. Aus den ersten Kirchspielen kamen eine Menge fest, und von uns Langwardern war ich derjenige, der den übrigen als Beispiel dienen sollte. Ich wurde zuerst aufgerufen, man untersuchte mich, fand mich groß genug zum Kanonenfutter und ich durfte ein Los herausnehmen. Als der Kerl das Wort 126 rief, war meine Freude so groß, daß ich alles um mich her vergaß und anfang Hurrah zu rufen. Man verwies mich natürlich zur Ruhe, was garnicht nötig gewesen wäre, denn es dauerte nur einen Augenblick, und ich war zur Tür hinaus, um - - mir einen zu nehmen, denn mich dünkte, der konnte darauf stehen!

Als ich gegen Dunkelwerden nach Hause kam, wußten sie es dort schon alle. Vater und Mutter waren ganz vergnügt darüber und ersterer mußte des abends im Krug ein Faß Bier ausgeben, da der ganze Ruhwarder Turnverein dort versammelt war . . .“

Sieben Jahre waren seit diesem Brief vergangen, und am 19. Juli des Jahres 1870 hatte Frankreich den Krieg gegen Deutschland erklärt. Zehn Tage später berichtet Georg Fr. (17) aus Ruhwarden über Geschehnisse und Beobachtungen:

Ruhwarden 1870. Juli 29

„Lieber Vater! Wie schnell ändern sich doch die Zeiten. Als ich Dir vor drei Wochen schrieb, glaubten wir uns im tiefsten Frieden und ahnten nichts von dem jet-



zigen Kriegsgeschrei. Es ist wirklich eine sehr aufgeregte, gespannte Zeit. Stündlich und öfter wird man durch neue Ereignisse an diesen Krieg erinnert. Ihr werdet in Oldenburg gewiß durch vieles Militär und Truppenbewegungen darauf aufmerksam gemacht, wir hier nicht weniger durch Einberufungen, Batteriebauten, öfteren Kanonendonner auf Nordsee und Jade, sowie durch das fast fortwährende Aus- und Einfahren von Kriegsschiffen. Nachdem das Hofdienst an der Batterie auf Langlütjensand, wo die Gemeinde Langwarden täglich 35 Mann stellen mußte, aufgehört hat, geht's nun in Fedderwarden wieder los. Dort, so ist gestern bestimmt worden, ist auch eine Batterie zu bauen, wozu wieder aus den Gemeinden Burhave und Langwarden 50 Arbeiter gestellt werden müssen. Zwei Häuser, Brunckens ehem. Senfs Haus und Schiffer Lübben seins, sind gestern abend noch taxiert worden, da selbige abgebrochen werden müssen. Die Erdarbeiten haben heute morgen schon begonnen.

Wie schon erwähnt, hören wir täglich Kanonendonner, daß die Fensterscheiben zittern. Gestern nachmittag ließ sich ein fortwährendes Schießen auf der Nordsee, weit jenseits des Leuchtturms, vernehmen; auch fuhren Dampfschiffe von Wilhelmshaven aus und gegen Abend wieder ein. Nur schade, daß ich kein gutes Fernrohr habe, um diese Schiffe näher erkennen zu können. Wenn es nicht zuviel verlangt ist, möchte ich Dich deshalb bitten, mir das Deinige schicken zu wollen . . .“

Zu dieser Zeit verfolgt man die Ereignisse zwar neugierig-erregt, doch immer noch skeptisch. Die patriotische Begeisterung kommt erst nach den ersten Siegen. Heinrich K. jedenfalls, Ehemann der Enkelin Ida (32), erfüllt nicht allein die Geburt seines Töchterleins mit Stolz, als er der Anzeige vom 12. Okt. 1870 hinzufügt:

„Bei dieser Gelegenheit kann ich es nicht unterlassen, Ihnen in freudigst erregter Stimmung die gestern erhaltene Nachricht mitzuteilen, daß mein jüngster Bruder, Vice-Feldwebel im Old. Art.Reg., wegen seines Benehmens in der Schlacht am 16. Aug. d. J. das Eiserne Kreuz erhielt.“

Die Vormundschaft

Als eine Folge der hohen Sterblichkeit in Butjadingen waren die Fälle zahlreich, wo unmündigen Kindern ein Vormund gegeben werden mußte. Kaum ein Mann, der in geordneten Verhältnissen lebte, entging der amtlichen Auflage, eine solche Vormundschaft zu übernehmen, obwohl die meisten sich mit Händen und Füßen dagegen sträubten. Nicht mangelndes Pflichtbewußtsein war der Grund für diese Ablehnung, sondern die überaus strengen Vormundschaftsgesetze, die dem Vormund wenig Raum ließen für vernünftige individuelle Entscheidungen. Selbst der kleinste Geldbetrag mußte belegt sein, wenn der Vormund nicht Gefahr laufen wollte, persönlich dafür haften zu müssen.



Wie undankbar und nervenaufreibend ein solches Amt gelegentlich sein konnte, ersehen wir aus dem Schriftwechsel, welcher sich aus der Vormundschaft meines Großvaters Georg Fr. (17) über fünf seiner ca. zwanzig Jahre jüngeren Vettern und Cousinen ergab. Während das Verhältnis zu den älteren der Geschwister sich spannungsfrei gestaltete, mußte ihn das Verhalten von August (28), dem Jüngsten, zur Verzweiflung bringen. Der verstorbene Vater hatte ihm zwar eine kleine Landstelle hinterlassen, doch verspürte August keine Lust zum Beruf des Bauern. Vielmehr hatte er sich für ein Studium der Chemie entschieden und war zu diesem Zwecke im Herbst 1872 nach Halle/Saale gereist, um sich an dortiger Universität immatrikulieren zu lassen. Nach vier Monaten endlich kommt der erste Brief:

Halle, 20. 1. 1873

„Lieber Vormund! Endlich komme ich dazu, Dir einen Brief zu schreiben, und zwar treibt mich dieses mal auch noch die Not dazu. Allmählich geht nämlich mein Geld zu Ende, und da Schluß dieses Monats Mittagessen, Miete etc. bezahlt werden muß, werde ich wohl nur wenig übrig behalten.

Ich möchte Dich deshalb bitten, wenn es Dir möglich ist, mir recht bald etwas von dem erwünschten Stoffe zu schicken. Folgendes wird Dir ungefähr zeigen, wozu ich das erste Geld verwendet habe. An Reisegeld, Transportkosten des Gepäcks, Nachtquartier und Dienstmangelder 11 Taler, Immatrikulationsgebühren 7 Th 22 gs, Collegiengelder - b. d. Chemie sehr hoch - 31 Th, Bücher u. Hefte 20 Th, vier Monate Miete, Frühstück, Licht, Feurung, Wäsche, Schuster- u. Schneiderlohn 40 Th, Mittagstisch 34 Th, Fechtstunden 4 Th. Das übrige für Weihnachtsgeschenke, Couleurmütze und Band, Abendessen etc. - Doch jetzt will ich schließen, weil ich nötig ins College muß. Schreibe bald wieder und sei begrüßt

von Deinem Mündel August.“ (28)

Darauf erhielt er folgende Antwort:

Ruhwarden, 25. 1. 1873

„Lieber August! Also endlich bist Du nach Ablauf von vier Monaten dazu gekommen, mir, Deinem Vormunde, wie es Dir beliebt mich anzureden, ein Lebenszeichen zu geben. Aber nicht, weil Du es für Deine Pflicht hältst, mir über Deine studischen Verhältnisse etc. Mitteilungen zu machen, nein - die Geldnot treibt Dich zu diesem sauren Werke. Ich habe diese Kälte nicht von Dir erwartet und bin auch überzeugt, solche nicht verdient zu haben. Doch wie Du willst. Da Du nun einmal in Geldverlegenheit bist, so sende ich Dir einliegend zwanzig Taler, über deren Empfang ich Dich bitte, mir umgehend eine Quittung zuzuschicken. Auch teile ich Dir mit, daß, bevor Du mir nicht durch Quittungen den Verbleib des Dir eingehändigten Geldes nachweist, ich kein Geld ferner an Dich verabfolgen lassen kann. Weiter wird es nicht zuviel von mir verlangt sein, wenn ich von Dir erwarte, mir möglichst genau einen Bericht zu machen, wie es mit Deinem Studium anschlägt, ob Du für allen dort erteilten Unterricht die erforderliche Vor-



bildung hast, oder ob Du durch Privatstunden dieses oder jenes Fach nachholen muß. An Zeit zu diesem Werke wird es Dir nicht fehlen, und wenn Du es an einem Tage nicht bewerkstelligen kannst, so nimm mehrere dazu. Es grüßt Dich
Dein Vetter Georg Fr.“

Tatsächlich entschuldigt sich August im folgenden Briefe und gibt auch kurz Auskunft über seine Studienangelegenheiten. Das fehlende Abitur hindert ihn angeblich nicht, den Vorlesungen folgen zu können. Privatunterricht erhält er nur in Französisch und Mathematik, um sich damit auf das Einjährig-Freiwilligen-Examen vorzubereiten. (Dies Examen war damals Voraussetzung dafür, statt der sonst dreijährigen Militärzeit nur ein Jahr Dienst tun zu müssen.)

Bei den folgenden Briefen aber verfällt August wieder in die bekannte Kürze:

Halle, 20. 2. 1873

„Lieber Georg! Da der Monat bald wieder zu Ende geht und ich am Schluß desselben noch Verschiedenes zu bezahlen habe, als Miete, Mittagessen etc., möchte ich Dich bitten, mir bis dann noch etwas Geld zu schicken. Außerdem habe ich in der ersten Hälfte des Monats März sechs Taler für Privatstunden im Französischen und sieben Taler für Mathematik zu bezahlen. Du bist ja wohl so gut, und schickst mir auch dies gleich mit.

Doch Du mußt entschuldigen, daß ich Dir weiter nichts schreibe, denn hier in Halle passiert nichts Neues. In der Hoffnung, daß Du bald wieder schreibst, schließt mit Gruß an Dich und Deine Familie

Dein August.“

Ähnlich der nächste Brief:

Halle, 7. 3. 1873

„Lieber Georg! Vor einigen Tagen habe ich Deinen Brief und das darin enthaltene Geld erhalten und sage Dir für beides meinen Dank. Mit dem Gelde werde ich in diesem Semester, das in den nächsten Tagen schon geschlossen wird, ausreichen, und auch zur Reise genug übrig behalten. Ich beabsichtige nämlich, Euch in den ca. fünf Wochen dauernden Osterferien zu besuchen. Alsdann werde ich Dir auch noch verschiedene Quittungen mitbringen.

Doch damit habe ich beinahe all mein Wissen ausgekramt und muß deshalb für heute schließen.

(Grüße) August“

In Wahrheit hat August sein Wissen leider nicht ‚rein ausgekramt‘, sondern wohlweislich verschwiegen, daß er sein Geld nicht für den notwendigen Lebensunterhalt, sondern in den Kneipen ausgegeben hat. Und so erreicht den Vormund im Oktober 1873, längst nachdem August auf die Universität von Erlangen übergewechselt ist, folgendes Schreiben aus Halle:

„Geehrter Herr! Ihr Herr Sohn, der Stud. August Francksen, hat bei uns von Ostern bis Michaelis eine möblierte Stube bewohnt und schuldet uns 46 Taler für Miete, Essen, Trinken, Bedienung, Wäsche usw. Als ich ihm, wie es hier Gebrauch ist, nach ¼ Jahr das Pumpbuch vorlegte, tröstete er mich damit: Ich bekomme in einigen Tagen Geld und da werde ich Ihnen bezahlen. Ich habe aber das ganze Semester kein Geld bekommen. Ich möchte Sie daher höflichst bitten, doch die Schuld für Ihren Herrn Sohn abzumachen. Als der Herr Sohn von hier fortreiste, fragte ich: Sie kommen doch nächstes Semester wieder? Jawohl, war die Antwort. Und jetzt erfahre ich, daß er schon einige Zeit in Erlangen ist, und doch hier seine Wohnung nicht gekündigt hat. Folglich muß er noch ein Semester Miete bezahlen, was wir gesetzlich verlangen können. Es beträgt 24 Taler. Leider habe ich es zu spät erfahren, sonst hätte ich sie schon längst wieder vermieten können. Ich werde mir jedenfalls alle nur mögliche Mühe geben, die Stube zu vermieten. Sollte dies aber nicht gelingen, so muß ich mir die Semester-Miete von Ihnen ausbitten. Wir möchten doch gerne alles in Güte abmachen, damit wir nicht erst gerichtliche Wege einschlagen müssen, denn das wäre doch für uns beide unangenehm.

Es verbleibt mit Hochachtung Frau P. Bratengeyer, gr. Wallstr. 44“

Dem armen Vormund werden die Hände in die Haare gegangen sein. August hat ohnehin schon viel mehr Geld beim Studium verbraucht, als was aus der Verzinsung seines Vermögens bestritten werden kann. Längst schon geht es an die Substanz. Georg nimmt den Vetter noch einmal ins Gebet und schreibt:

Ruhwarden, 3, 11. 1873

„Lieber August! Vor mir liegt ein Brief der Frau P. Bratengeyer aus Halle, die eine Forderung von Dir beansprucht von etwa 70 Taler für Miete, Essen etc. Wie in aller Welt soll ich dies ausdeuten? Hab ich Dich nicht bei Deinem Abschiede von hier aufgefordert, mir zu sagen, wieviel Geld Du zur Bezahlung Deiner Schulden und zur Fortsetzung Deines Studiums nötig hättest? Warst Du nicht mit den erhaltenen 125 Talern zufrieden? Und nun diese enorme Rechnung! Kann dadurch mein Vertrauen in Deine Solidität befördert werden? Ich erwarte umgehend Nachricht über diese Sache.

Zugleich muß ich Dir mitteilen, daß die Aufkünfte Deines Vermögens *lange lange* nicht hinreichen, um die Kosten Deines Studiums zu bestreiten.

Dein Vetter Georg Francksen.“

In Erlangen ist August bei einem älteren Doktor Leutbecher untergekommen, dessen Frau ihn fürsorglich bemuttert.

Als August nun eines Tages per telegrafischer Depesche 100 Taler bei seinem Vormund anfordert, dabei Näheres in Kürze brieflich mitzuteilen verspricht, schickt Georg außer dem Geld an August auch einen Brief an den Doktor Leutbecher mit der Bitte, ihm doch Auskunft über das Treiben seines Mündels zu erteilen, da er von August selbst wohl kaum die Wahrheit erfahren würde.

Die Antwort ist niederschmetternd:



Erlangen, 22. 2. 1875

„Sehr geehrter Herr! . . . Herr Francksen und ein recht lockerer Studiosus seiner Verbindung gingen noch spät nachts in ein Gasthaus, was zugleich Kneiplokal der Bubenreuther Verbindung ist. Bekanntlich gab es in letzter Zeit viele Schlägereien zwischen Burschenschaft und Corps, und auch diesmal ging es so. Die Folge war, daß die Beiden dimittiert wurden, und zwar für drei Semester. Daß Herr Francksen die wenigste Schuld hatte, kann ich Ihnen versichern, allein das Sprichwort sagt: mit gefangen - mit gehangen. Da nun Herr F. Ausländer ist und noch viel zu zahlen hatte, und es allgemein hieß, in 24 Stunden müßte er die Stadt verlassen, so gab es solch ängstliche Seelen, die sich kein Gewissen daraus machten und gleich Pfändung verlangten, was schrecklich viele Unkosten macht. Einer hatte geklagt wegen einer Schuld von 50 Th auf Ehrenwort bis 1. Februar. Herr Fr. hatte kein Geld. Ich schickte zu dem Mann und bat ihn, die Klage zurückzunehmen; ich würde Ihnen deswegen schreiben, damit es bezahlt würde. Nun Herr Fr. noch bis Ende des Semesters hierbleiben darf, so machte ich ihm den Vorschlag, er sollte mir seine Rechnungen alle bringen. Ich will sie Ihnen alle notieren und zugleich die Bitte stellen, uns selbige recht bald zuzustellen.

Wie Herr Fr. an Weihnachten nach Hause ging, erinnerte ich ihn daran, Ihnen doch alles zu sagen. Allein das geht schwer bei ihm, etwas herauszubringen. Auch fürchtete er, daß der Herr Onkel sehr aufgebracht würde. Allein einmal müssen Sie es doch erfahren. Ich machte ihm ernstliche Vorstellungen und besonders mein Mann, der die studierende Jugend tief in sein Herz geschlossen hat, hätte sich sehr gefreut, wenn er zu keinem Corps gegangen wäre. Doch ist nichts mehr zu ändern, und ich glaube, diese Lektion wird ihre Wirkung nicht verfehlen.

Ich erlaube mir nun, geehrter Herr, Ihnen die Rechnungen zu notieren, welche Herr Fr. zu zahlen hat: (*es folgen Rechnungen über insgesamt 210 Taler*). Im Vertrauen auf Ihre Redlichkeit, daß Sie diese Rechnungen anerkennen werden und uns volles Vertrauen schenken, zeichne ich mit aller Hochachtung

Frau K. Leutbecher.“

Fast gleichzeitig erhält Vormund Georg den Bescheid des ‚Disciplinar-Senats der königl. Universität Erlangen‘, wonach der stud. chem. August Francksen wegen Schlägerei und zugleich wegen Unfleißes für drei Semester relegiert worden sei.

Georg schreibt nach Erlangen, daß alles bezahlt werden wird, sobald spezifizierte Rechnungen, von August als richtig abgezeichnet, vorliegen. Gewiß, August ist nicht sein Sohn. Der angerichtete Schaden geht auf dessen eigene Kappe. Aber wie steht man da als verantwortlicher Vormund, wieviel Ärger, Aufregung und Schreibarbeit bringt das alles! Als August für kurze Zeit nach Hause kommt, muß er sich einiges anhören. Es stellt sich auch heraus, daß er sich nicht - wie versprochen - zum Einjährig-Freiwilligen-Examen gemeldet hat. Nun kann er schon im Herbst für drei Jahre zum Militärdienst einberufen werden. Dann ist es mit dem Studium vorbei. Man macht ihm Vorschläge, nun doch lieber Landwirt zu werden. Aber August kann sich dazu noch nicht entschließen.

Er fährt nach München, um dort sein Studium fortzusetzen, - so glaubt wenigstens sein Vormund. In Wahrheit wird nur gebummelt. So kann er auch keine Zeugnisse

vorlegen, mit deren Hilfe es ihm vielleicht gelungen wäre, durch ‚Reklamation‘ seinen Antritt zum Militärdienst noch einmal hinauszuschieben. -

Mein Großvater wird aufgetatmet haben, als er am 30. Juli 1876 von der Vormundschaft erlöst wurde, weil August volljährig geworden war. Der uns erhaltene Schriftverkehr nimmt hier sein Ende, doch möchte der neugierig gemachte Leser gewiß auch erfahren, was für ein Ende es mit diesem verlotterten August genommen hat.

Nun, um der drohenden dreijährigen Militärzeit zu entgehen, hat er sich in die Schweiz abgesetzt. Und hier, auf sich allein gestellt, gelingt es ihm, sich selbst bei der Hand zu nehmen und dem drohenden Untergang zu entkommen. Noch ist ja ein Rest seines ererbten Vermögens vorhanden. So nimmt er an der Universität Zürich einen neuen Anlauf und - diesmal hält er durch.

Zurück nach Deutschland kann er als Militärflüchtling natürlich nicht. Da bleibt kaum ein anderer Weg als der in die Neue Welt, die Vereinigten Staaten. Seinen dortigen Werdegang entnehmen wir am besten einem Nachruf, welcher im Januar 1930 in der U.S. Amerikanischen Zeitschrift ‚Chemical Journal‘ erschien:

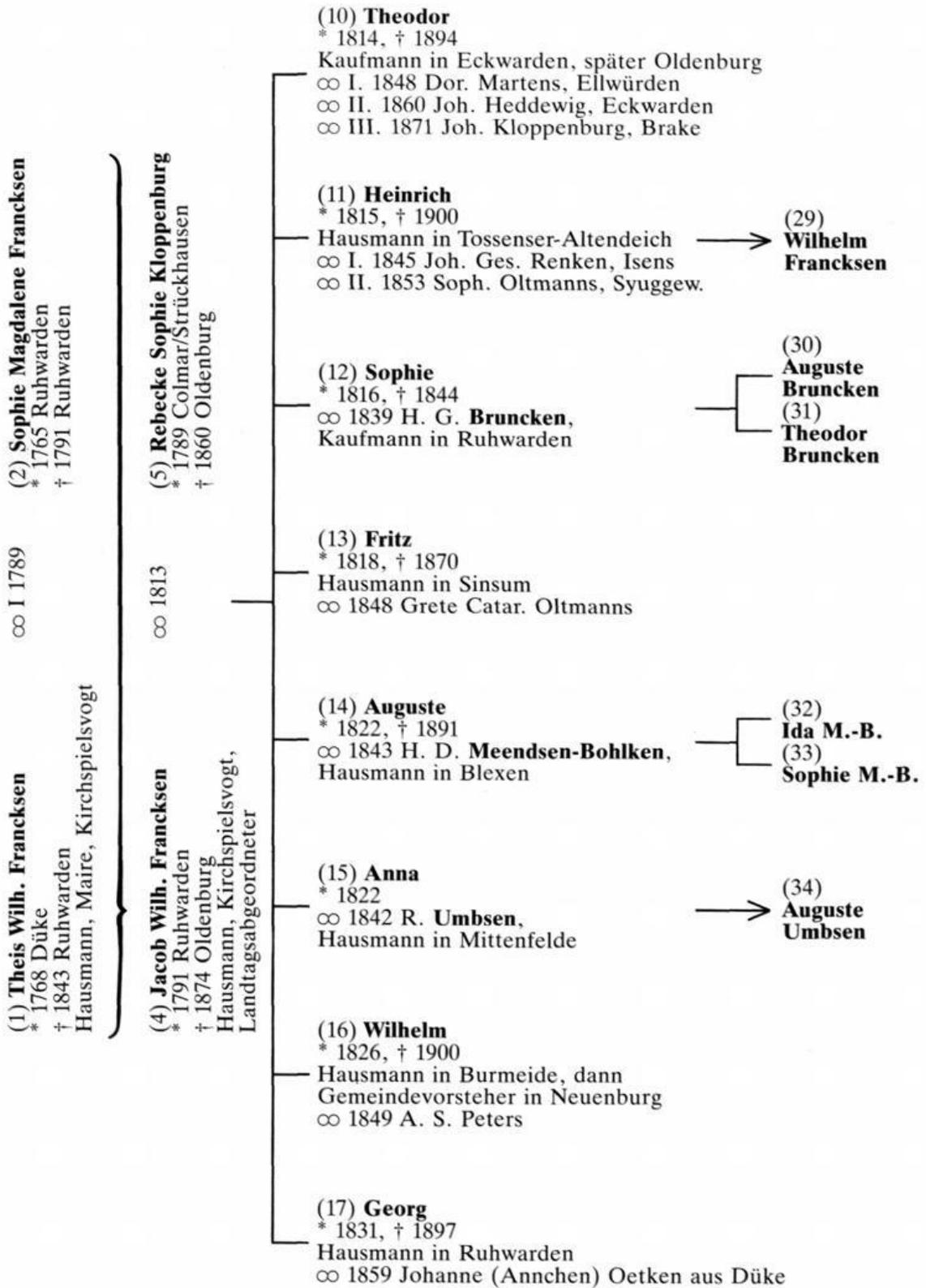
„August Francksen, dreiundvierzig Jahre lang Chemiker an den Charles-Lenning-Werken in Bridesburg, Philadelphia, starb am 5. Dez. 1929 im Alter von 74 Jahren. Sein Tod bedeutet das Hinscheiden eines Chemikers der alten Schule, welcher nicht allein deshalb unsere Beachtung verdient, weil er so lange Zeit einer der ältesten chemischen Fabriken des Landes verbunden war, sondern weil er ein Mann war, bei welchem sich hinter einer fast altmodisch zu nennenden Zurückhaltung eine Persönlichkeit von ungewöhnlichem Charme verbarg. Doktor Francksen wurde am 30. Juli 1855 geboren als jüngster Sohn des Landbesitzers Reinhard Francksen in Ruhwarden, Großherzogtum Oldenburg. Im Alter von 15 Jahren ging er auf die Ackerbauschule in Neuenburg. Von früher Kindheit an war er an der Chemie interessiert und entschied sich, sie zu seiner Lebensarbeit zu machen. 1872 betrat er die Universität von Halle-Wittenberg, ging von dort zur Universität Erlangen und von dort nach Zürich, wo er 1883 seinen Dokortitel erhielt. 1884 kam er nach Amerika und ging nach zwei Jahren in New York mit Frau und zwei Kindern nach Philadelphia. Hier begann er das, was seine Lebensarbeit werden sollte, am Chemiewerk von Charles Lenning u. Co., einer der ältesten der in jenen Tagen noch verhältnismäßig wenigen chemischen Fabriken überhaupt. Allmählich stieg er auf zum Chefchemiker des Werkes und blieb aktiv bis zu seinem Todestag. Er starb plötzlich auf seinem Wege zur Fabrik.

Nur Wenige könnten auf eine so lang währende aktive Verbindung zur chemischen Industrie zurückblicken und sind Zeuge so vieler revolutionierender Veränderungen geworden. Mit seiner zurückhaltenden Wesensart hat sich Dr. Francksen bei allen beliebt gemacht, die mit ihm in Kontakt kamen . . . usw.“

Wie lautet doch hierzulande eine alte Redensart: „Sla’ num’s sin Kinner doot . . .“ (Schlage keiner seine Kinder tot; niemand weiß, was noch mal aus ihnen werden könnte.)



Nachkommen aus 1. Ehe des Theis Wilhelm Francksen, Ruhwarden



Unsere Dokumentation endet mit dem Jahre 1876, wenig später also als das Leben Jacob Wilhelm Francksens, der am 8. 12. 1874 in Oldenburg verstarb. Ihm ist es in erster Linie zu danken, daß die vielen Briefe, von denen hier nur eine kleine, allgemein interessierende Auswahl zum Abdruck kommen konnte, nicht verloren gingen. Korrekt versehen mit Vermerken über das Datum des Empfangs und der Beantwortung hat er sie uns verwahrt, zusammen mit seinen Reiseberichten und Lebenserinnerungen.

Am Ende dieser Zusammenstellung kann ich nur noch der Hoffnung Ausdruck geben, daß auch der Leser empfunden hat, daß keine Beschreibung Dritter uns eine Zeitperiode so nahe zu bringen vermag wie die originalen Aussagen der zu dieser Zeit lebenden Menschen selbst.

Unsere Nachkommen werden es in dieser Hinsicht schwerer haben. Aus Büchern und Zeitungen werden sie schwerlich die Lebensumstände jetziger Generationen entnehmen können. Für langatmige Briefe läßt sich heute keiner mehr die Zeit. Unsere Gedanken werden in eine Telefonmuschel gesprochen und sind im gleichen Augenblick für die Nachwelt verloren. Ein Stück Kultur ist damit dem Fortschritt zum Opfer gefallen.

Ruhwarden, im Juni 1986

Hans Hermann Francksen

Abb. 12:
(30) Auguste Bruncken
(1843).*

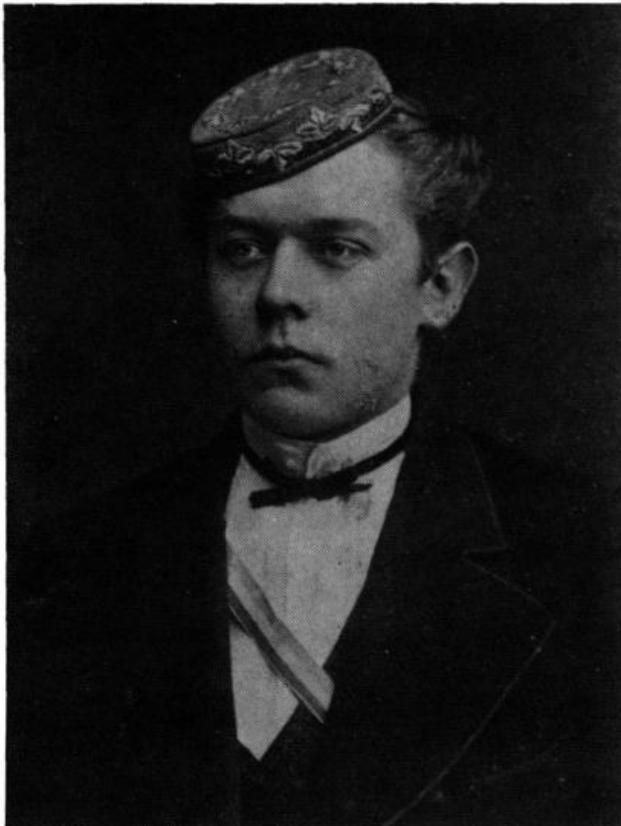


Abb. 13:
(28) August Francksen
(1855-1929),
Dr. chem. in Bridesburg,
Philadelphia, USA.